Christliches

Allerlei.

Betrachtungen, Erzählungen und Sprichwörter für Jung und Alt

von

Wilhelm Redenbacher,
evang. Pfarrer.

Aus späteren Jahren.

Drittes Bändchen.

Christliches

Allerlei.

Von

Wilh. Redenbacher.

Aus späteren Jahren.

Drittes Bändchen.

Nürnberg,
Verlag der Joh. Phil. Raw'schen Buchhandlung.
(C. A. Braun.)
1855.

Ernstes und Heiteres

zur

innerlichen Gesundheit.

Ein Büchlein mit Allerlei für Jedermann in dieser Zeit und Christenheit

von

Wilhelm Redenbacher,
evang. Pfarrer.

Nürnberg,
Verlag der Joh. Phil. Raw'schen Buchhandlung.
(C. A. Braun.)
1855.

Druck von Junge und Sohn in Erlangen.

Vorwort.

Ich lasse den zwei Theilen meines „Christlichen Allerlei" hier einen dritten folgen. Der Inhalt desselben wird wohl dem größern Theile der Leser fast unbekannt sein. Von den Geschichten habe ich einige selbst erfahren, andere von Freunden aus ihrem Erfahrungskreise mitgetheilt empfangen, die Mehrzahl da und dort gesammelt und nach meiner Art bearbeitet. Ob Nr. 8 und 36 wirkliche Geschichten oder nur Anecdoten sind, muß ich dahingestellt sein lassen.

An dem heitern Style vieler Stücke werden sich die christlichen Seelen nicht stoßen. Der Glaube macht fröhlich.

Der ewig reiche Gott wolle den werthen Lesern ein recht fröhlich Herz und edeln Frieden und einen Reichthum allerlei Segens geben. Er segne an ihnen auch dieses Büchlein. Amen.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichniß.

1.

Die lockende Quelle.

An einem Sommertage kam ein Wanderer an eine wunderliebliche Quelle. Krystallenklar und lebensfrisch quoll das Element in einen tiefen und weiten Born herauf. Der Wanderer stand und schaute hinein, und eine eigene Empfindung durchgieng, ein eigenes Sehnen zog ihn. „Hier lege die warme Brust hinein; es muß sich dein ganzes Wesen verneuen!“ Wer von uns, der schon einmal an einer solchen Quelle stand, hat nicht schon dieses Zeichen, dieses Gezogenwerden hinein, hinein in das klare Element des Lebens empfunden? Ist doch die bekannte Sage von einer hinabziehenden Wassernixe entstanden. Der Wanderer konnte nicht widerstehen, er badete mit unaussprechlicher Lust; dann gieng er, in ein trübes schmutziges Wasser zurückblickend, mit leisem Schauer weg, und siechte dahin. —

Hier lerne zunächst, daß man die Natur, den freundlichen Garten mit seinen Früchten um uns her, nicht ohne die gehörige Ueberlegung und Vor=

sichtigkeit, ohne die gehörige Kühle, genießen soll, denn sonst man oft seufzen muß: O die Verführerin im Brautschmuck! Es mag aber noch eine höhere Anwendung zulässig sein.

Es giebt ein Thun, eine Lust der Menschen, da sie sich augenfällig und vorweg in eine schmutzige verpestete Pfütze tauchen. Es giebt aber auch Dinge und Unternehmungen, die sehr rein, edel und heilsam hersehen, wie jene Quelle und das Baden drin; aber der Schlamm kommt nachher, und man holt sich den Tod darin.

Die sogenannte Naturreligion hat Viele sehr angezogen. Allen alten Aberglauben abthun, auf die Stimme der Natur allein achten, wie sie in den Höhen und Tiefen, in all ihren Gebilden umher, und vornehmlich im eigenen Haupte zu uns redet, — wie hell wird da der Mensch, wie frei, wie wohl und selig! Ja, wer sollte das Licht im Kopfe und die Lehre in den Schöpfungswerken schelten? Aber dieses Licht muß erst recht angezündet, diese Lehre muß erst enträthselt werden durch die höhere Offenbarung Gottes in der heil. Schrift. Verachtest du die letztere als alten Aberglauben, suchst du deine Weisheit und dein Leben allein in der Naturreligion, siehe zu! Tauche das arme, nach Erquickung und bleibendem Wohlsein schmachtende Menschenherz, von allem entkleidet, tief in deinen Naturborn, — du magst dich an=

fänglich gestärkt und wie neugeboren dünken, aber bald wird dich ein Frösteln durchschauern, und dein innerer Mensch wird — ob du dir's verhehlest oder nicht — siechen und hinsterben. Gewöhnlich bleibt auch der trübe dicke Schlamm nicht aus. Ich weiß von einem angesehenen Mann, welcher dem Christenthum bittere Feindschaft geschworen; er wollte keinen Heiland, er wollte keinen Christengott; dafür sang er begeistert:

Dir nur, Gott This, allein dir
Bringen unsre Herzen wir;
Dir, dem Vater der Natur,
Tönen unsre Lieder nur.

Dieser Weise nach dem Fleisch verfiel noch in seinen alten Tagen in ein solches Schandleben, daß er in allgemeiner Verachtung endete.

Freiheit, Menschenrecht und ein Leben der Hingebung dafür — wie schön, wie edel und herrlich! Ja, wer wollte die rechte Freiheit, das wahre Menschenrecht nicht ehren und pflegen? Aber das Zauberbild in der Quelle dieser Zeit ist trügerisch. Es lautet so wohl, daß jeder Mensch sich frei und leicht bewegen und des Lebensglückes theilhaftig werden soll, das die Natur allen darbietet, daß die Fürsten nicht mehr tyrannisiren und die Völker nicht mehr dulden, die Reichen nicht mehr schwelgen, die Armen nicht mehr darben, alle Menschenbrüder gleich sein sollen 2c. Da mag man

jubeln und weinen vor Entzücken über der Reinheit, Würde und Herrlichkeit dieser Ideen. Aber wenn sie sich nun in diesen heiligen Quell stürzen, welch ein Unrath steigt auf!

Ja, umarme dieses Zauberbild, o arme Menschheit! und harre deines Glückes. Gieb acht, ob es nicht zu jener eisernen Jungfrau wird, aus deren Brust und Armen scharfe Messer fahren und dich zerschneiden. Hier hat doch die Weltgeschichte, auch die neuere und neueste, schon gewaltig gepredigt; soll man sie denn immer wieder vergessen?

2.

Die erweckte Buchhändlerin.

In der großen, leichtsinnigen und üppigen Stadt P. trat einstmals ein berühmter Kanzelredner auf, und es giengen Viele zu seinen Predigten, nur um den großen Redner zu hören oder — gehört zu haben. Unter diesen war auch eine Buchhändlerswittwe; und es traf sich, d. h. Gott fügte es, daß sie gerade zu einer Predigt kam, in welcher der gefeierte Mann von dem ungeheuern Verderben, das durch irreligiöse und unsittliche Bü-

cher verbreitet werde, von dieser Seelenpest, die Hunderte und Tausende vergifte und hinwürge, mit feurigem Eifer redete. Aber eben sie hatte in ihren ausgedehnten Säälen eine Masse solcher Schriften, die sie verkaufte oder zum Lesen auslieh. Die Buchhändlerin erschrack, ihr Herz pochte, sie gedachte der furchtbaren Schuld, welche sie mit ihrem Gewerbe auf ihre Seele lud, und sie verhärtete sich nicht gegen die Stimme Gottes. Sie begab sich nach der Kirche mit Thränen in den Augen zu dem Prediger und sprach: „O welch einen großen Dienst haben Sie mir erwiesen! Sie haben mich die ungemeine Strafbarkeit meines verderblichen Gewerbes kennen gelernt, und ich bin entschlossen, ihm zu entsagen. Sie haben das gute Werk angefangen, nun vollenden Sie es auch. Kommen Sie mit mir, und suchen Sie in meinem Buchladen alle Schriften aus, welche der Sittlichkeit und Religion schädlich sind, daß sie vertilgt werden. Lieber will ich ja Geld, als meine Seele verlieren."

Der Prediger machte sich freudig an das Reinigungsgeschäfte und er fand — für 3000 fl. solche schlechte Bücher, welche die Erweckte in seiner Gegenwart ohne das mindeste Bedauern in's Feuer warf.

Sollten nicht ihre Geschäftsgenossen in A. und B., in E. und F., in M. und N. ꝛc., sofern sie

noch einen Sinn für Gottesfurcht und Ehrbarkeit und ein kräftiges Leben im Volke haben, sich angetrieben fühlen, ein Gleiches zu thun? Und wenn ihnen das Opfer zu schwer fiele, sollten nicht die Stadtobrigkeiten, oder wenn diese nicht über die Mittel hiezu verfügen könnten, vermögliche christliche Menschenfreunde sich darbieten, ihren zeitlichen Verlust theilweise oder ganz zu ersetzen? Ach, wenn namentlich in den Leihbibliotheken, aus welchen heutzutage selbst Handwerksbursche und Dienstmägde zu Haufen die Seelenpest holen, aufgeräumt würde! Wenn all' das heillose und schändliche Zeug auf Wägen geladen, zum Stadtthor hinausgefahren und vor demselben öffentlich verbrannt würde! Das wären Freudenfeuer, um die man in göttlicher Lust springen könnte!

3.

Ein Zittern vor Gott.

Wie gut wäre solch ein ebengewünschtes Feuergericht! Wenn aber, wie es noch in diesem Jahrhunderte geschieht, römische Priester die heilige Schrift, in welcher das wahrhaftige und ewige

Wort Gottes geschrieben steht, als ein verderbliches Buch verbrennen, so ist das in der That schauerlich. Wer sollte es indessen glauben, daß einmal auch Evangelische die Bibel der Flamme übergeben wollten?

Das geschah in England und vor nicht zu langer Zeit. Aeußerlich gebildete, aber dem Unglauben verfallene Menschen, die schon oft in ihren gottlosen Zusammenkünften die göttlichen Wahrheiten des Christenthums verspottet hatten, faßten in einer finsteren Stunde sogar den ruchlosen Entschluß, die Bibel, welche die Menschen mit Fabeln bethöre und um die Freude des Lebens bringe (so meinten sie), feierlich zu verbrennen. Hiezu wurde ein bestimmter Tag festgesetzt. Er kam; die Genossen versammelten sich, und auf ihren Angesichtern lag teuflische Lust. In dem Kamine, welcher in den englischen Zimmern die Stelle unsres Ofens einnimmt, wurde ein großes Feuer angemacht. Auf dem Tische lag der Verbrecher, die heil. Schrift. Ein Jüngling von vornehmen Stande wurde auserkohren, die große That zu vollbringen. Er ergriff die Bibel mit fester Hand und trug sie kühnen Schrittes, unter dem Gejauchze der ganzen Gesellschaft zum Feuer. Aber plötzlich — erstarrte sein Blick am heiligen Buche, sein Antlitz erblaßte, sein Leib, wie seine Seele, zitterte. Er kehrte um, legte die Bibel wieder auf den Tisch, und sprach mit ernster, ergreifender

Stimme: „Wir verbrennen das Buch nicht, bis wir ein besseres haben!“ —

Dieser Jüngling, der in voller Gesundheit prangte, wurde kurz darnach krank und welkte hin zum Tode. Auf seinem Krankenbette bekehrte er sich zu Christo, und der Erbarmer nahm ihn gnädig an; und aus demselben Buche, an dem er das Feuergericht hatte vollziehen wollen, schöpfte er nun den einigen wahren Trost für die Seele des Sünders und die Hoffnung des ewig seligen Lebens.

4.

Paul und Heinz.

Gespräch zwischen zwei armen Webern.

Heinz. Schlimme Zeit, Vetter, schlimme Zeit! Schlechter Verdienst, theures Brod! Mich hungert wie 'nen Karrengaul.

Paul. Du hast recht, Vetter! Doch hilft der Herr seinem Volk von einem Tag zum andern.

Heinz. (spitzig) Der Herr, hä, hä, — welchen meinst du? Und sein Volk, — welches ist das?

Paul. Der Herr ist Der im Himmel, und sein Volk sind die, so an sein Wort glauben und darnach thun.

Heinz. Ja, solche Schwachköpfe giebts noch; aber einen solchen Herrn giebts nicht mehr. Mit dem ists aus, Vetter! wir sind gescheidter worden.

Paul. Es muß doch ein Herr sein, der die Welt regiert?

Heinz. Ne, Vetter! man braucht keinen. Die Welt regiert sich selber. Sie ist selber Gott, wie das die Gelehrten herausgebracht haben. (Er hustet.)

Paul. Deine Gelehrten steigen gar zu hoch, daß sie gar zu tief fallen können. Zum Regieren hat man sonst Verstand gebraucht. Sollten denn die Steine, die Berge und Bäume da Verstand haben? Oder meinst du wirklich, daß es auch einen Gott ohne Verstand geben kann?

Heinz. Das gerade nicht. Aber es fehlt der Welt der Verstand nicht. Sieh mal, Vetter! (er setzt den Zeigefinger an die Stirne) hier ist der rechte Gott, oder der Ausbund Gottes, der Kopf Gottes. (Er hustet stark.)

Paul. Wohl, Heinze! wenn du der göttliche Verstand bist, so schaff eine bessere Zeit für die armen Weber, so singen wir dir: Herr Gott, dich loben wir!

Heinze. Keene schlechten Witze! Ich bin nicht der ganze Gott.

Paul. Und der andere Gott oder die andern Götter folgen dir nicht; nicht wahr? Das muß ein weises Regiment geben!

Heinz (nachdenklich). Man sollt' schon ihrer Etliche beim Schopf nehmen, und ihnen bessern Verstand lehren! (Er hustet sehr stark.)

Paul. Du bist nicht gesund, Vetter?

Heinz. 's fehlt ein Bischen in der Lunge. Ich denke, daß ich die Schwindsucht kriege.

Paul. Brauchst du keinen Arzt?

Heinz. Einen Arzt? (Er lacht.) Für solch 'nen Narren hältst du mich nicht, daß ich meine paar Groschen an den Doctor hänge. Sie sind alle Pfuscher!

Paul. Kannst du dich nicht selber kuriren?

Heinz. Hab dieß und das probirt. Geht nicht.

Paul. So seid ihr alle Pfuscher, und seid doch der höchste Gott.
Fürwahr, lieber Heinz, ihr seid ein schwacher Gott, und euer Gotteskopf weiß wenig!

Heinz (bitter). He, Vetter! ihr werdet wohl auch mal marode. Im Frühjahre, da habt ihr alle aus Wehdur gepfiffen, die alten Finken und die jungen.

Paul. Es war eine schwere Heimsuchung, und wenn Gottes Wort nicht wäre unser Trost gewesen, so wären wir in unserm Elende vergangen.

Aber der Herr hat uns reichlich getröstet in all unsrer Trübsal und hat uns wieder herrlich geholfen zur rechten Zeit.

Heinz. Ne! Eure gute Natur hat euch geholfen.

Paul. Wir Christen sagen, das hat Gott gethan! Denn er hat alles in seinen Händen.

Heinz. Ist en alter Aberglaube. Ich sag dir, Vetter! euer Gott ist lang gestorben.

Paul (schaut mit strahlendem Auge zum Himmel). Ich aber weiß, daß er lebt! Und so lang der Vater im Himmel lebt, liebt er seine Kinder, und so lang er sie liebt, sorgt er für sie.

Heinz (spöttisch). Im Vertrauen, Vetter! Euer Vater im Himmel tractirt euch jetzt auch nicht mit Gänsebraten.

Paul. Es ist freilich ein hartes Jahr vor andern; aber — es bringt die Nothdurft.

Heinz. O ihr seid die stillen, genügsamen Gotteskinder! Nehmt mit Wassersuppe und Kartoffeln vorlieb! Hungert auch gern heute, daß es euch morgen desto besser schmeckt.

Paul. Man kann ja mit Geringem vorlieb nehmen, wenn Lieb und Frieden die Zukost ist. Und der Mensch lebt wirklich nicht vom Brod allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht. Glaub mir, Vetter! wenn wir nach der Arbeit mit einander singen und beten,

und Gottes tröstliches Wort lesen, da essen wir eine höhere Speise, davon du nicht weist, und der Körper selber spürt oft neue Kraft davon.

Heinz (lacht laut). Was für seltsame Erfahrungen ihr macht! Ja, ihr seid die Glücklichen! Euch fliegen die Wachteln ungesehen in's Maul, und eine himmlische Musika spielt euch zur Mahlzeit! Hä, hä, hä! Mir aber geht's in der Wahrheit miserabel schlecht; der Magen rumort, die Frau keift, die Kinder schreien — das ist ein Leben! Meine Labung sind noch en paar Gläser Schnaps. Vetter, da mach ich auch Erfahrungen von Wohlsein und Genughaben, nur keine so seltsamen, wie du! (Er hustet.)

Paul. Und wie lange dauert dein Branntweinglück?

Heinz (lacht bitter). Bis zum Katzenjammer; der ist das Allermiserabelste! Und dann das belfernde Weib! und die liebe heulende Jugend dazu! Schlimme Zeit, Vetter, schlimme Zeit!

Paul (sieht ihn wehmüthig an). Das ist also deine göttliche Herrlichkeit?!

Heinz. Das ist nun mal die Bestimmung.

Paul. Bestimmung? Wo kommt die Bestimmung her?

Heinz (vornehm). Die kommt nirgends her. Ich bin ein Haar am Pelz der Menschheit. Daß

ich hinterhin gewachsen bin, das hat seine Ursache, daß andere vornehin gewachsen sind.

Paul. Kannst du wohl einmal noch einen bessern Platz erhalten?

Heinz. (blickt eine Weile finster vor sich hin, dann mit Kopfschütteln). Wird nischt draus werden.

Paul. Mein Glaube sagt: Die Ersten können die Letzten, und die Letzten können die Ersten werden; denn es ist kein Ansehen der Person vor Gott. Was der Mensch säet, das wird er erndten, und die mit Thränen säen, werden mit Freuden erndten.

Heinz. Nu, das wird den Weibsen lieb sein; die weinen, wenn die Erbsen angebrannt sind.

Paul. Es müssen Thränen frommer Dulder sein.

Heinz. Aber warum läßt er euch dulden, euer Gott im Himmel, wenn ihr doch seine lieben Kinder seid? Er liebt euch grausam; er peitscht euch, eh er euch Honigkuchen giebt.

Paul. Ja, Freund, da müßten wir zuerst von der Sünde reden, an der wir alle Theil haben. Wär keine Sünde, so wär auch kein Leiden in der Welt.

Heinz (sich aufspreizend). Pah, Sünde! Es giebt gar keine Sünde! Das weiß man jetzt alles besser. Das Böse ist nicht bös, denn es muß auch sein, darum kann es nicht bös sein. Das können

sie dir meisterlich beweisen, Vetter! Sieh mal, es wär gar keine schöne Farbe in der Welt, wenn's nicht auch Schatten gäb, und wär gar kein rechtes Leben in der Welt, wenn's nicht auch Sünde gäb. Das heißen sie die Negozion — en lustiger Handel! hä, hä! Und darum ist die Sünde keine Sünde; verstehst du? nichts solches, wo man mit der Hetzpeitsche hinterher müßt'. (Er hustet.)

Paul (lächelnd). Was du nicht alles gelernt hast! Aber so könntest du auch den Stecken bei deinen Kindern sparen?

Heinz (beist sich in die Lippe). Den brauch ich nur zur Kurzweil, wenn mich der Schnaps aufgeweckt hat.

Paul. Sag aufrichtig, Vetter! (er deutet auf seine Brust) spürst du gar nichts da drinnen? Was sagt dein Gewissen, wenn du gegen die zehn Gebote thust?

Heinz. Kindergedanken!

Paul. Ganz aufrichtig, Vetter! Was sagt dein Gewissen, wenn du den Katzenjammer hast, und Weib und Kinder um dich her hungern und heulen?

Heinz. Kindergedanken, an denen unsre Großmütter schuld sind!

Paul. Rühren sie sich aber nicht? Heinz, rede, straft dich dein eignes Gewissen nicht?

Heinz. Laß den Hund knurren, so schlag ich ihn auf die Gosche.

Paul. Und er beißt dich in die Hand.

Heinz (zornig). Dich wird er auch beißen! Dich beißt er wohl noch ärger, hä, hä! Denn du bist ja „ein armer Sünder".

Paul. Dafür weiß ich auch den Schmerz zu stillen. Ich schau in Buße und Glaube zu Dem, der am Kreuz die Sünde der Welt getragen. Da kommt eine Stimme vom Himmel: sei getrost, deine Sünden sind dir vergeben! und da kommt Gottes Frieden in's Herz.

Heinz. Ja, der Herr Christus, das ist euer Mann, den laßt ihr euch nicht nehmen. Ist nur Schade, Vetter, daß er nie gelebt hat. Das hat der Strauß herausgesponnen, en verwirrter Bursche im Schwabenland. Euer Christus ist eine hübsche Dichtung.

Paul. Wie der Psalmist sagt: Mein Herz dichtet ein feines Lied, ich will singen von einem Könige. Du bist der Schönste unter den Menschenkindern, holdselig sind deine Lippen. Ps. 45. Aber die Dichtung ist wahr worden, Vetter! Er ist gekommen zur erfüllten Zeit, der König mächtig von Rath und That; er hat gelebt der Schönste unter den Menschenkindern und die holdseligen Lippen haben geredet, bis er der Allerverachtetste am Kreuze starb, um uns zu ewigen Ehren zu bringen. Und

er lebt noch, Heinz, und streckt seinen himmlischen Scepter über die Welt hin und alle seine Feinde, die er einmal zerschmeißen wird, wie Töpfe. Wenn sie sich aber bekehren, macht er sie selig.

Heinz. Lauter Einbildung!

Paul. O Vetter! ich wollte, du könntest dirs einbilden. Ich wollte, du könntest etwas empfinden von der Himmelskraft des Spruches: Das ist je gewißlich wahr und ein theuerwerthes Wort, daß Christus Jesus kommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen!

Heinz (mürrisch). Täuschung! Nichts als Täuschung! (Er hustet.)

Paul. So würde man da wenigstens süßer getäuscht, als aus der Schnapsflasche. Aber wie kann das Täuschung sein, was sich immer aufs neue bewährt, und immer süßer und seliger? Und darum, Vetter! weil das Evangelium auf Erden nicht täuscht, weil es für jeden Jammer Erquickung bietet, und in jeder Finsterniß einen Stern aufleuchten lässet, weil man da Freude und Frieden findet, der nachhält, und Leben und Segen, der immer stärker geht, darum glaub ich, wird's auch auf Drüben nicht täuschen.

Heinz. Es giebt kein Drüben — das muß nu mal gewiß sein, Vetter! Das hat man genau erforscht. Es ist alles mit dieser Welt be-

schlossen. (Er hustet heftig.) Na, so geht noch Lung und Leber mit!

Paul. Heinz, du mußt viel husten! Und wann du ausgehustet hast?

Heinz. Dann thut mir keine Lung und kein Magen mehr weh.

Paul. Das wäre dein ganzer Trost aufs Sterben? Und das große Wort, das unser Herz ausbreitet, — die Unsterblichkeit?! Die selige Unsterblichkeit?!

Heinz. Ist nischt.

Paul (seufzt). Haben doch schon die alten Heiden von einem andern Leben gewußt. Und steht's denn nicht zu tiefst in deinem Herzen, wenn du auch der Schrift nicht glauben willst?

Heinz. Vetter, es kann nicht sein. Sieh mal, wie ich dir gesagt, wir sind Haare am Pelz der Welt. Sie härt sich so in einem Menschenalter, die alten fallen ab und neue wachsen nach. Kein vernünftiger Mensch kann glauben, daß die alten auf 'nen neuen Pelz kommen. Sie taugen noch gerade zu 'nem guten Weltdünger.

Paul. Du armes Haar am Pelz der Welt!

Heinz. Kein Bedauern, Vetter!

Paul. Heinz, das große Wort von der Unsterblichkeit!

Heinz. Nun merk mal auf, Vetter! (gelehrt). Die Unsterblichkeit wird nicht gar geleug=

net; aber feiner, viel feiner greifen sie's. Es soll sein, Paul! Der Mensch lebt nach dem Tode fort; aber es geht alles diesseits zu, diesseits. Der Mensch lebt fort in seinen Werken.

Paul. Also du in deiner Leinwand! Die wird bald zerrissen sein.

Heinz (verdrießlich). Ne, Vetter! Der Mensch lebt fort in seinen Thaten, in seinen Kindern. — —

Paul. Wie aber, wenn deine Thaten nichts taugen, deine Kinder nicht gerathen? Freust du dich einer solchen Unsterblichkeit?

Heinz. Darum muß man gute Thaten thun, und — äh!

Paul. Und fromme Kinder ziehen, nicht wahr? Heinz, ich lasse deine Unsterblichkeit gelten. Hat der Mensch wohl gelebt und Gutes gewirkt, so wird auch etwas davon auf dieser Welt zurückbleiben, wenn er von ihr geht, und das ist tröstlich, und möchte ich selber einmal viel Segen hinterlassen. Aber du hast dich selbst gefangen, Heinz, und bekannt, daß es doch räthlicher ist, Gutes zu thun als Böses, wenn gleich das Böse nicht bös ist.

Heinz. Aeh — (er hustet.)

Paul. Schau deine Brust! Wenn Einer Krieg anschürt auf Erden, daß er fortbrennt von Haus zu Haus zu Haus, von Geschlecht zu Geschlecht, — oder wenn Einer solche Früchtchen hin-

terläßt, die lieber trinken als arbeiten, und lieber stehlen als verdienen, und der Welt ein großer Segen sind, — gelt, da ists dir selber schwer zu glauben, daß er sich selig schlafen legt, weil er denkt: ich bin unsterblich in meinen Kindern und Thaten.

Heinz (hustet heftig.)

Paul. Also gilt so viel, daß der Mensch Gutes gewirkt haben muß, wenn er eurer Unsterblichkeit diesseits froh sein will. Aber doch, Vetter! Der Mensch meints oft gut, und kann vieles nicht ausrichten, und der fromme David hat gottlose Kinder gehabt, — und wie freue ich mich, daß ich noch von einer andern Unsterblichkeit weiß! Daß ich weiß, an wen ich glaube und bin gewiß, daß er mir kann meine Beilage bewahren auf jenen Tag — Freude die Fülle und liebliches Wesen zur Rechten Gottes ewiglich!

Heinz (nach heftigem Husten). Nu, laß mal gut sein! Ich wollte, daß ich auch so glauben könnte; man hat was mehr dran als an der Philosophie, das gesteh ich. Geht aber nimmer, Paul! Der Menschengeist ist zu weit vorwärts, er kann nimmer hinter sich.

Paul. Heinz, glaub das dumme Zeug nicht. Laß den hohen Geist, und trau den hohen Geistern nicht. Schau, heut haben sie die Weisheit und morgen eine andre, aber es hält keine. Alle Weis-

heit der Welt und alle Lust der Welt und alle Herrlichkeit der Welt vergeht; die großen Häuser und die niedern Hütten fallen zusammen; die Dampfmaschinen und die alten Weberstühle zerbrechen; und die stolzen Häupter sinken alle; und unser irdisch Weben und Leben endet auch, und unsre irdische Trübsal auch, Gott sei Dank! Ich habe alles Dinges ein Ende gesehen, aber dein Wort, o Gott im Himmel, währet!

O wie steht doch Gottes Wort ein ewiger Felsen! Und alles Stoßen und Schlagen der Menschen und aller Muthwillen der Menschenkinder muß daran zu Schanden werden! O wie springen doch aus diesem Gottesfelsen Quellen und Ströme des Lebens, und versiegen nicht im Sand der Erde, sondern machen ihn grün und blühend und fruchtreich, und fließen in's ewige Leben!

O selig, Heinz, wer zu diesem Worte hält! Ich habe alles Dinges ein Ende gesehen, aber Gottes Wort währet!

5.

Es hat jeder seinen Preis, um den er sich hingiebt.

Das ist ein Sprichwort; aber ein graues. Soll heißen: Jeder läßt sich zur Sünde verleiten (legt sich gleichsam der Sünde in die Arme), wenn nur der dargebotene Vortheil groß ist oder die Versuchung den rechten Punkt bei ihm trifft. Zum Exempel: A. redet kein falsch Zeugniß um einen Thaler, aber um hundert Thaler läßt er sich finden. B. ist gegen Gold und Silber unempfindlich, aber ein schönes Weib kann ihn zu allem vermögen. C. wär auch auf dieser Seite geharnischt, aber ein Bürgermeisteramt, ein Hofrathstitel, gar ein Sternchen auf die Brust — da schlägt er wohl auch mal den krummen Weg ein, um zu solcher Herrlichkeit zu gelangen.

Wie aber Freund! ist denn das Sprichwort auch wahr? Sollte wirklich Jeder so seinen Preis haben, um den er sich hingiebt? Ich mag's nicht glauben! Du sprichst: „Wollen die Erfahrung weiter fragen. Sieh da, der D., der E., der F. — wir wissen, was man von ihnen weiß! Ferner, der G., der H., der J.“ — Ih, hör auf, mir wirds ganz bange! Das sind aber immer nur Einzelne, nicht Jedermann. Es kann und darf

das Sprichwort nicht wahr sein; ich leid's einmal zur Ehre der Menschheit nicht. Es muß immer noch rechtschaffene Christen geben, die sich um keinen Preis zum Unrecht bewegen lassen. Du sagst: „Sprichwort bleibt Sprichwort. Hätts nicht die klare Erfahrung von Jahrhunderten gelehrt, so wär kein Sprichwort daraus worden.“ Halt, Freund! Da bist du nun auf dem offenbaren Holzwege. Manche Sprüchwörter lügen handgreiflich, z. B. das; Einmal ist keinmal. Du sprichst ganz kalt: „Wenn andere lügen, so lügt doch dieses nicht.“ Deine Hartnäckigkeit kann mich ganz verdrießen! „Die Wahrheit“, sagst du wieder und mit einem sonderbaren Lächeln, „die Wahrheit ist öfters unangenehm, und dieses Sprichwort ist Wahrheit.“

Wohlan, Freund! so soll es Recht haben, denn ich mag nicht länger mit dir streiten. Also: Jeder hat seinen Preis, um den er sich hingiebt. Gut! so sage ich mit meinen werthen Lesern: unser Preis ist — die Krone des Lebens; um diese geben wir uns — nicht der Sünde, die auch nicht im Sprichwort steht, sondern — dem frommen Gott hin, ganz und gar, mit Leib und Seele, zu dienen seinem Willen.

6.

Der heilige Phokas.

Etwa dreihundert Jahre nach der Geburt unseres Herrn lebte zu Sinope in Kleinasien ein Christ, Namens Phokas. Er war ein Gärtner, und sein Garten lag vor dem Thore der Stadt. Er baute ihn mit großer Sorgfalt unter des Himmels Segen, also daß er nicht nur sein eignes (d. h. redlich erworbenes) Brod aß, sondern auch noch hatte reichlich zu geben den Dürftigen. Sein Haus war eine offene Küche für Hungrige und eine offene Herberge für Fremdlinge.

Damals erhob sich die letzte von den zehn großen Christenverfolgungen. Furchtbar wurde noch allenthalben gegen die Bekenner des Gekreuzigten gewüthet, und seine Kirche mit Ast und Strunk auszutilgen gesucht; denn man hatte trotz den Erfahrungen dreier Jahrhunderte noch nicht gelernt, daß wohl die Welt, aber nicht Christi Wort und Reich untergehen könne. Phokas war so bekannt als einer der eifrigsten Anhänger des Nazareners, daß man es gar nicht für nöthig hielt, ihn erst zu fragen, ob er ein Christ sei, noch für glaublich, daß er sich zum Abfall werde bewegen lassen; man schickte daher Leute ab, die ihn ohne weiteres tödten sollten.

Als diese gen Sinope kamen, blieben sie vor der Stadt, sich nach der Wohnung des Phokas zu erkundigen, damit sie ihn desto sicherer in ihre Gewalt brächten. So kehrten sie unwissend bei dem ein, den sie suchten. Phokas nahm sie, wie alle Fremdlinge, liebreich auf und bewirthete sie freigebig. Ueber der Mahlzeit gieng ihnen das Herz auf, und sie theilten dem gütigen Gastwirth, nach anbefohlener Verschwiegenheit, offen mit, daß sie hergesandt seien, einen Christen, Namens Phokas, zu verhaften und hinzurichten; und sie baten ihn, er wolle ihnen denselben finden helfen. Der Diener Christi sprach mit ruhigem Angesicht, er kenne den Phokas, und sie sollten am andern Morgen seiner habhaft werden.

Als sich die Gäste schlafen gelegt hatten, gieng er hinaus in den Garten, und grub im Mondschein zum letzten Male darin; er grub aber — sein Grab. Er sehnte sich aus den Stürmen dieser Welt nach dem Heimsein bei seinem Herrn; und wiewohl er nach Gottes Willen auch noch gern in der argen Welt geblieben wäre, war es ihm doch, als ob er eine Stimme von oben in sich vernähme: es ist genug gekämpft; komm nun zu mir! Darum wollte er den Herrn nur noch mit einem freudigen Tode um seines Namens willen preisen, und grub sein Grab.

Da es Tag geworden, trat er zu den Gästen

und sprach: „Phokas hat sich gefunden, und ihr könnet ihn in Verhaft nehmen." Deß waren sie froh und fragten eilig, wo er wäre. Phokas sprach: „Er steht vor euch; thut, was euch befohlen ist!" Die Gäste starrten ihn an, und wollten nicht Hand an den Gastfreund legen. Da er sie aber noch mit vielen Worten dazu ermunterte, enthaupteten sie ihn, und legten ihn in das Grab, das er sich selbst in stiller Nacht zu sanftem Schlafe bereitet.

Ruhe mit ihm!

7.

Es kommt alles auf die Augen an.

Ein Lehrer führte seine Schülerlein in eine helle Vollmondsnacht hinaus. Jeder hatte einen Bogen Papier bei sich und ein Stück schwarze Kreide. Er sonderte sie von einander und ließ nun jeden für sich — den Mond auf sein Papier zeichnen. Der Eine machte ihn so groß wie einen Kinderball, der Zweite wie eine Kegelkugel, der Dritte wie einen Hut, der Vierte brauchte sein ganzes Papier dazu; kein Mond ward einem andern gleich; ein Schüler rief gar: Herr Lehrer, der

Mond geht nicht auf mein Papier! — welcher ohne Zweifel die Wahrheit am besten traf. Der Lehrer aber lächelte und sprach: Sehet, Kinder, der Mond ist, wie er ist; er ist gegen Jeden hin gleich groß; es kommt aber alles auf die Augen an.

Es kommt alles auf die Augen an! Einem dünkt ein Kronthaler so groß als ein Hemdknopf, dem Andern wie ein Teller, dem Dritten wie eine Schießscheibe und Notabene von blankem Silber. Manchem däucht ein hübsches Landgut so groß als ganz Florida; Manchem die ganze Erde wie ein mit einer Dornhecke umzogenes Söldnergütlein.

Das ewige Leben, das von Oben herunterleuchtet, scheint Manchem so groß, so überschwenglich groß, daß er es nicht auf den Bogen seines ganzen Herzens bringt, nicht auf den ganzen Himmelsbogen zeichnen könnte. Mancher hält es für einen schönen Mond in der Nacht der Trübsal, wenn die Sonne der irdischen Glückseligkeit untergegangen ist. Einem Andern glimmert es wie ein Stern siebenter Größe, zu dem sichs nicht lohnt aufzublicken. Wieder Einer sieht — einen Nebelfleck oder — gar nichts.

Es wäre also vor Allem zu bitten: Herr, mache meine Augen wacker und richtig!

8.

Versailles.

König Ludwig XIV. von Frankreich baute in der Nähe von Paris an einem öden Platze die Residenz Versailles, deren Pracht noch heute allgemeines Staunen erregt. Ludwig wendete die ungeheure Summe von 300 Millionen Franken (150 Millionen Gulden) darauf.

Nicht lange, nachdem sie vollendet war, zeigte er einem Herrn das gewaltige Schloß mit seinen wunderbar ausgeschmückten Marmorsäälen, unter denen einer 222 Fuß Länge und 17 große Fenster hat; er zeigte ihm die stolzen Nebengebäude für die Hofleute und Diener, und die endlosen Stallungen, darin die schönsten Pferde mit Karmoisinrothen goldbesetzten Schabracken vor gedrechselten Raufen und kupferbeschlagenen Krippen standen; er zeigte ihm die zierlichen Pavillions (Gartenhäuser) umher, die prächtigen Wasserkünste, die zahllosen Bildsäulen heidnischer Götter ꝛc.

Das alles zeigte der König diesem Herrn, und sprach dann mit Wohlbehagen: „Erinnert Ihr Euch noch, daß hier — eine Windmühle stand?“ Der Herr hatte den Muth zu antworten: Wohl Sir! (Majestät) Die Mühle ist weg, aber der Wind noch da!

9.

Das heiße Rasierwasser.

Was ist's um alle menschliche Herrlichkeit? O, du Armer! laß dich's nicht irren, wenn einer noch so viel davon hat; er wird nichts in seinem Sterben mitnehmen, und seine Herrlichkeit wird ihm nicht nachfahren; ja oft verwandelt sie sich noch vor seinem Tode in einen härenen Sack. Es ist ein sehr rührendes Geschichtlein, das ich hier den lieben Lesern erzähle von einem Großen dieser Welt, von einem Manne, der im Purpurmantel mit goldner Krone prangte, von einem Könige der Erde.

In England, dessen Regentengeschichte reich ist an Gräueln, vornehmlich an Gräueln gegen die Regenten, wurde um's Jahr 1325 der König, Eduard II., auf Anstiften seiner Gemahlin entthront und auf das Schloß Kennelworthe gefangen gesetzt. Hier hielt man ihn aufs Härteste, und wies alle seine Beschwerden höhnisch zurück. Da er einst warm Wasser begehrte, sich den Bart abzunehmen, brachte man ihm kaltes. Als er nun dem Diener zornig befahl, warmes dafür herbeizubringen, antwortete dieser mit spöttischem Lachen: Das Befehlen stehe ihm nicht mehr an, und man fände sich auch nicht bewogen, seinem Wunsche zu willfahren; er müsse sich mit kaltem behelfen. Da

dachte der erniedrigte König an seine vorige Herrlichkeit, — wohl auch an seine Sünden, und heiße Thränen rollten einander drängend über seine Wangen in das Barbierbecken, das er in seiner Hand hielt. Aber seine Gedanken richteten sich darauf, und er sprach: „So haben wir dennoch wider den Willen dieser Barbaren heiß Wasser bekommen!“ —

Nicht lange hernach wurde er ermordet, indem man ihm ein glühendes Eisen in den Leib stieß, woran er mit großem Geschrei starb.

Was ist's um alle irdische Herrlichkeit? „Heute König, morgen todt!“ sagt ein Sprüchwort, und manche gräuliche Geschichte sagt noch mehr.

10.

„Es sieht schlimm aus, wenn der Knecht über dem Herrn ist.“

So sprach mein Tagelöhner einmal mit trübem Gesicht; ich wußte aber nicht, wie er damit herkam, denn wir redeten vom Getraide, und nicht von Herren und Knechten. Er verständigte mich jedoch über den Sinn der Rede, daß sie sagen wolle:

Es sieht schlimm aus, wenn das Korn (der Roggen) mehr gilt, als der Waizen, — und belehrte mich, daß er ein unterm Volk herum übliches Sprichwort gebraucht habe.

Dieses Sprichwort ist auch ganz richtig. Das liebe Korn ist das Hauptnahrungsmittel unsres gemeinen Mannes, und wenn's theurer ist als der Waizen, so ists wahrscheinlich nicht wohlfeil, und der geringe Mann, welcher doch nicht nach Semmeln greift, weil er damit seinen Magen nicht gehörig pflastern kann, ißt theures Brod, und hat hinlängliche Veranlassung, ein trübes Gesicht zu machen, wie meine Tagelöhner.

Wollen wir aber dem Sprichwort seine sprichwörtlichbildliche Bedeutung abziehen und beim Sinn der Worte an sich bleiben, so ists auch noch richtig und viel wichtiger als zuvor. Traun, es sieht schlimm aus, wenn der Knecht über dem Herrn ist, wenn der Dienstbote die Herrschaft nicht mehr respectirt und selbst im Hause kommandirt, wenn Kinder ihren Eltern über den Kopf wachsen und sie nach ihrer Pfeife tanzen lassen, wenn Unterthanen das Scepter des Fürsten in zwei Stücke zerbrechen, und das größere selbst in Händen behalten. Schlimm, schlimm sieht es da aus; denn da ist eine arge Verkehrtheit, eine grausame Unordnung, und neben dieser steht Jak. 3, 16. und überall „eitel bös Ding.“

Braucht dieses Schlimm noch einer weiteren Ausführung? Sieht man in unsern Tagen das „eitel bös Ding" nicht mit den schwächsten Augen? Hört man nicht tausendfaches Jammern und Klagen über die Unfolgsamkeit, den Trotz, das herrische Wesen der heranwachsenden Jugend, der Dienstboten, Gesellen, der Untergebenen aller Art? Aber eben darum leidet unsere Zeit auch an einer großen Noth, welcher mit ganzem Ernste abgeholfen werden muß, wenn nicht Alles gar konfus werden soll.

Die Regenten im Staat, im Haus, in der Werkstätte sollen ihren Regentenstab nur fest fassen und bei aller christlichen Milde gegen die Untergebenen doch „den Knecht nicht über den Herrn werden lassen"; und die Untergebenen sollen wieder dienen lernen und gehorchen.

Unterwürfigkeit soll wieder allgemein gekannt, für etwas Nöthiges, Heilsames und Ehrendes angesehen und gern bewiesen werden. Wir meinen nicht Schmeichelei und Kriecherei; die verdammt das Christenthum wie das hoffahrende Wesen; wir meinen eine christliche Unterwürfigkeit, da man um Gottes willen, der den Unterschied der Stände gemacht und den Untergebenen diese Pflicht vom Himmel her vorgeschrieben hat, willigen, fröhlichen Herzens dient und gehorcht, bis man selber zum Herrschen kommt, sei's in dieser Welt oder in der andern.

11.

Das böse B.

Eine kräftige Mutter hatte drei artige, muntere Kinder, welche eben auch wie andere Kinder in ihrer Munterkeit jezuweilen etwas unartig wurden. Da pflegte die Mutter das Ausklopfstöckchen zu gebrauchen, und nicht blos wie zum Scherze. Eine Dame von der neuern, zarten Bildung, welche Ruthe und Stock bei den Kindern nur dann zuließe, „wenn leztere Thiere und keine Menschen wären", überraschte sie einmal bei einer solchen Exekution, zankte mit ihr darüber und rief: „Wie mögen sie so grausam mit diesen lieblichen Engeln umgehen! Sie schlagen ihnen ja Haut und Fleisch herunter!" Die Mutter bemerkte lächelnd, wenn ihre Kleinen Engel wären, dann hätte es mit dem Haut= und Fleischherunterschlagen keine Gefahr. In der Wahrheit aber habe sie erst drei hübsche Bengelein, und da müßte nothwendig, zwar nicht Haut und Fleisch, aber das B herunter, sollte sie Engelein kriegen. Ja, fuhr sie fort, glauben Sie mir, meine Beste! es hat jedes Kind so ein gewisses böses B vorne dran, das nun einmal ohne Klopfen schwer weggeht. Auf dieses allein hat's mein Stöcklein abgesehen; sehen Sie, wie diese Zunge sich bewegt und immer sagt: B! B! du böses B! herunter von dem lieben Kinde!

Es war auch wirklich schon etwas — so zu sagen — Engelschönes, wenn ihr Kind die thränenfeuchte, hochrothe Wange an das Knie schmiegte, über das es erst zur Züchtigung gelegt war, und schluchzte: Mutterle, will fromm sein!

12.

Die verschiedenen Moralen.

In Spanien, dem schönen Land des Weins und der Gesänge, wo auch nicht selten ein Stiergefecht zu Gunsten eines Kirchbaues stattfindet, hielt unlängst eine Räuberbande den Postwagen an, und plünderte. Ein Passagier wendete sich an das Gewissen dieser Freiritter, stellte ihnen das Gottlose ihres Thuns vor, und ermahnte sie, Vergebung bei Gott und ein besseres Gewerbe zu suchen. Da rief der Hauptmann: „Elender Zigeuner, du willst mir meine Leute demoralisiren?!"

Daß diese Leute ihre Moral nicht aus der Bibel geschöpft hatten, liegt zu Tage, und demnach auch, daß es verschiedene Moralen giebt auf Erden. Das zeigt auch sonst die Erfahrung. Und zwar trifft man auf solche, die man seltsam nennen müßte, wenn sie nicht so gar gemein wären.

Jene Moral, die sich am hellen Tag an Post- und andern Wägen bethätigt, machts freilich zu grob, und möchte in ihrer Grobheit heutzutage immer noch die wenigsten Verehrer zählen. Ihr Kranz ist in den goldenen Hallen des Mittelalters aufgehängt. Es giebt aber sonst noch Moralen, die sehr frequent, so zu sagen, und doch allerdings eigner d. i. sehr bedenklicher Natur sind. Z. E.

Diesem oder jenem Handelsherrn gehört es zur oft eingeschärften Kaufmanns*pflicht*, überall mit höchster Sorgfalt auf den Nutzen zu sehen. Diesem Gesichtspunkt habe sich alles Andere unterzuordnen. Demnach sei bei einem gefärbten Kaffee die ächte levantische Farbe zu rühmen, ein fleckiger Sammet, ein löchrichtes Tuch in's rechte Licht oder Dunkel zu legen ꝛc. Wer sich darnach richte, der thue wohl. Wenn da ein Dritter diese Moral bei Gelegenheit wahrnähme, und trete an's Gewissen der Ladendiener mit dem Katechismusspruch: „Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unsers Nächsten Geld und Gut nicht mit falscher Waare oder Handel an uns bringen," — so dürfte der Kaufherr wohl auch — wenigstens in den Barth brummen: „Elender Zigeuner, du willst mir meine Leute demoralisiren!"

Oder wie mancher Vater hat schon seinen hochtrabenden Söhnen moralische Vorlesungen *der* Art gehalten: „Das höchste Gut des Lebens ist die Ehre.

Ohne Ehre hat das Leben keinen Werth. Euer erstes Gesetz sei: eure Ehre behaupten. Wer sie angreift, den betrachtet als euern Feind, von dem fordert Genugthuung, an dem nehmt Rache und sei's im Blut!" Wenn nun ein Mann mit demüthigem Angesicht zu solch einer Vorlesung oder ihrer Anwendung käme und bemerkte, daß geschrieben stehe: „Lasset uns nicht eitler Ehre geizig sein; ihr sollt dem Uebel nicht widerstreben; vergebet, so wird euch vergeben," — so könnte jener Vater wohl auch zornig rufen: „Elender Zigeuner, du willst mir meine Leute demoralisiren!"

Manchmal moralisirt ein Wirth im fröhlichen Getümmel: „Klares Bier! Scharfer Brenz! Noch eins, lieber Herr, noch eins, daß das Herz munter werde! Freude, hoher Götterfunke, Tochter aus Elisium! Die Freude macht gute Menschen!" Da denn die Einen mit ihrer Freude und Güte unter den Tisch fallen, die Andern sich blutige Nasen schlagen, die Dritten u. s. w. Gesetzt nun, ein ernster Wanderer würde von seinem Weg hereingeführt, und schüttelte über solche Freude und Gottseligkeit den Kopf, und spräche etwas nach seiner Moral zu Gunsten der Mäßigkeit, Wohlanständigkeit ꝛc. — so möchte solcher Wirth grimmig dazwischenfallen: „Elender Zigeuner, du willst mir meine lieben Leutchen demoralisiren! Miserabler Pietist, du willst

sie mit deiner Kopfhängerei in Grund und Boden verderben! Zur Thür hinaus!"

Es ist aber doch eine mißliche Sache um die verschiedenen Moralen. Sie hindern gerade auf der besten Seite die Coalition, die Kommunion, das Gleich- und Einswerden der Menschen, dem unsere Zeit so sehr entgegenstrebt. Möchte doch der liebe Gott in Gnaden verleihen, daß es bald aller Orten nur Eine Moral giebt, und zwar eine, die ähnlich ist den Sitten und Rechten in seinem Vaterhaus.

13.

Eine spanische Komödie.

Kann auch die Aufschrift führen:

Gott läßt des evangelischen Glaubens nicht spotten.

Im Jahre 1623 war der Prinz von Wales (der Kronprinz von England) zu Madrid (der Hauptstadt Spaniens) auf Besuch und erfuhr, obwohl Protestant, von dem streng römischgesinnten Hofe viel Höflichkeit und Freundlichkeit. Ja, man hätte ihn gern näher an sich gezogen; man be-

mühte sich eifrig, ihn in den Schoos der römischen Kirche zu bringen.

Um zu diesem Ziele zu gelangen, wurde selbst das Theater benützt. Man spielte einmal vor dem Prinzen ein seltsames Stück, um ihm das Heil des katholischen und das Elend des evangelischen Glaubens recht anschaulich und fühlbar zu machen. Als der Vorhang aufgieng, sah man zwei Kranke daliegen, mit denen sich Priester beschäftigten. Der Eine gab sich als Katholik, der Andere als Protestant zu erkennen. Der Katholik wurde mit Vielem getröstet und zuletzt mit den Sterbsacramenten versehen; dem Protestanten die Falschheit seines Glaubens eifrig vorgepredigt und die ewige Verdammniß gedroht, wenn er sich nicht noch von seiner Ketzerei bekehren würde. Hierauf starben beide. Weil aber der Letztere als ein hartnäckiger Ketzer verschied, so öffnete sich der Boden, und es kamen, zum allgemeinen Entsetzen, Teufel hervor, nahmen ihn und fuhren mit ihm in den Abgrund. Als sich nun der böse Dampf, den die höllischen Gesellen zurückgelassen, verzogen hatte, ward es plötzlich oben außerordentlich hell, und es schwebten [mittelst einer Maschinerie] Engel herab, nahmen den Katholiken und fuhren mit ihm gen Himmel. Aber das laute Entzücken der Zuschauer sollte traurig gestört werden; denn da die Engel nicht vorsichtig

waren, ließen sie ihren Seligen aus beträchtlicher Höhe fallen, und — er brach ein Bein. — —

Ich muß noch etwas, als zur Geschichte gehörig, hinzufügen: Da der Prinz von Wales unter denen, welche klagend auf das Theater sprangen, auch den wohlerhaltenen Protestanten erblickte, konnte er sich bei allem Mitleid mit dem Beschädigten des Lachens nicht enthalten; und da man ihn deßhalb zur Rede setzte, sprach er: Ich lache nicht über das Unglück, sondern ich freue mich darüber, daß die Teufel mit meinem Glaubensgenossen vorsichtiger umgegangen sind, als die Engel mit dem Eurigen.

14.

Die Unüberwindliche.

Der mächtige König Philipp II. von Spanien, welcher von 1556—1598 regierte, war ein finstrer Mensch und der ärgste Feind der Evangelischen.

Er wollte das protestantische England erobern, und seine Bewohner in den Schooß der römischen Kirche zurückführen, und der Papst

Sixtus V. schenkte es ihm im voraus, um dieses löblichen Zweckes willen.

Fünf Jahre lang rüstete er an einer Flotte, wie sie noch nicht dagewesen wäre; sie kostete ihm 60 Millionen Thaler zu einer Zeit, wo noch der Arbeiter täglich einen Groschen empfieng.

Jetzt steht Philipp auf hohem Fels am Meeresstrand, die fertige Flotte zu beschauen. Fürwahr, eine ungeheure Flotte! 160 Schiffe liegen auf der Fluth, viele davon so groß, daß eines die Einwohnerschaft einer kleinen Stadt tragen konnte. Er blickt stolz über sie hin und heißt sie: die Unüberwindliche!

Sie fährt dahin. O England, zittere! Sie führt tausend und tausend Feuerschlünde, vor denen deine Gestade zusammenbrechen werden. O Engländer, erschrecket! die Räume ihrer Schiffe sind mit Ketten gefüllt, zu fesseln die Besiegten.

Es brauste aber der Sturm auf; von Wem gesendet? Er warf die Schiffe gegen einander, daß sie zerschellten; er warf sie auf Klippen, daß sie zerscheiterten. Ein großer Theil der Flotte gieng im Sturm zu Grund.

Und England zitterte nicht, und seine Männer und Knaben erschracken nicht. Sie hatten damals keine Schiffsheerden, wie jetzt, und keine Herzoge von Wellington mit 231 Kanonen bepflanzt. Sie hatten 50 kleine Fahrzeuge, aber behende, und hat=

ten einen frischen frohen Muth in Gott. Sie flogen heran, und schleuderten ihre Kugeln in die spanischen Kolosse, und hatten sich gewendet, ehe die schwerfälligen ihnen schaden konnten. Schiff an Schiff sank ins Grab der Fluthen, aber nicht ein einziges mit englischer Flagge.

„Die Unüberwindliche" berührte Englands Gestade nicht, denn was von ihr dieses Gestade berührte, war überwunden. Nach Spanien aber kehrten von der ganzen ungeheuern Flotte einige wenige Segel zurück.

Philipps Angesicht ward noch finsterer, als sie ihm Kunde brachten, doch zeigte er Gleichmuth und sprach: gegen die Elemente könne er nicht streiten. Näher der Wahrheit kam aber ein gefangener Spanier in London, der voll Unmuth sagte: Christus habe sich leider bei dieser Affäre durchweg als einen Protestanten bewiesen. —

Philipp hatte in nichts Glück; alle seine Pläne sah er mißrathen und scheitern. Dieser große reiche Fürst, dem Mexiko und Peru mit ihren Goldbergen gehörten, wurde mit der Zeit so arm, daß er bei seinen Unterthanen von Haus zu Haus für sich sammeln mußte. Zuletzt starb er an einer gräulichen Krankheit; sein Leib wurde voll Geschwüre, in denen Schwärme von Läusen wuchsen.

Die hohen Augen niedrigst du, o Gott! und die Feinde deines Evangeliums verwesen. Christe, erbarme dich!

15.

Tempi passati!

Ich erinnere mich einer frühern Zeit meines Lebens, wo in meinem Umkreis die überschriftlichen Worte häufig gebraucht wurden; und auch jetzt werden sie wohl noch hin und wieder bei uns Deutschen, wie in ihrem Heimathlande, gehört.

„Tempi passati!" ist italienisch, und habe ich erfahren, daß es zu deutsch heißt: „Vergangene Zeiten!" oder: „Das sind vergangene Zeiten!" Die Anwendung ist mannigfaltig.

Hat einer ein Rittergut besessen und sitzt nun in einer Lehmhütte; so denkt er etwa an sein Schloß und die hohen Pappeln zurück, und seufzt: tempi passati! — Ist Einer aus einem schönen, von Licht und Liebe verklärten Kreis geschieden, so kann er aus seiner trübseligen Jetztumgebung mit einer Thrän' im Auge hinter sich blicken und ausrufen: tempi passati! — Oder aber, es hat Einer mun-

tere Jugendsprünge gemacht, und ist, nicht zu seinem Schaden, älter und ernster geworden, so kommt wohl noch einmal eine Einladung an ihn, die er lächelnd mit dem Worte ablehnt: tempi passati! Oder wieder, es wäre ein Pfarrer, den sein Dekan hänselte, durch einen glücklichen Sprung Konsistorialrath geworden, und jener stimmte einmal, sich vergessend, den gewohnten Lehrton an, so könnte Consistorialis freundlich bemerken: Mein Bester, tempi passati! In gar vieler Beziehung läßt sich von der welschen Redensart Gebrauch machen.

Es wird aber den werthen Lesern, die es noch nicht wissen, interessant sein, zu erfahren, wo unser tempi passati eigentlich herkommt, ich meine, von wo ab es zu einer beliebten Redensart in Deutschland geworden ist. Hierüber kann ich ihnen verlässigen Bericht erstatten.

Im Palast von St. Marcus in Venedig hängt ein Gemälde, welches die weltberühmte Begebenheit vorstellt, wie Kaiser Friedrich der Rothbart A. 1175 dortselbst vom Papst Alexander unter großen Feierlichkeiten vom Banne losgesprochen wird. Der edle Barbarossa, der deutsch-römische Kaiser, „der Herrscher der Welt", liegt dabei zu den Füßen des Papstes. Als nun der deutsche Kaiser Joseph II., der in veränderter Zeit regierte, von 1765—90, einstmals diesen Palast besah, wollte

man ihn aus Delikatesse dieses Bild nicht sehen lassen, und bemühte sich daher, seine Aufmerksamkeit mit andern Gegenständen zu fesseln. Allein vergebens; Joseph ward es gewahr, und fragte nach seiner Bedeutung. Da man es ihm mit großem Glimpf, doch nicht ohne einige Verlegenheit erklärt hatte, versetzte er lächelnd: „tempi passati!"

Zwar wird heutzutage viel versucht, diese Herrlichkeit wieder herzustellen, daß Könige und Kaiser vor dem päpstlichen Pantoffel liegen; aber — es wird dabei bleiben: tempi passati!

16.

Gottes Güte über der Einfalt.

Einfalt ist nach dem eigentlichen Sinne des Wortes eine edle Tugend; es ist „die Aufrichtigkeit und Redlichkeit des Herzens." Einfältig im guten Verstande bist du, wenn du ohne Falsch bist, ohne Tücke handelst. Gott gebe dir und uns allen diese göttliche Einfalt! Aber das Wort wird jetzt häufiger in einem andern Sinne gebraucht, da es „eine mit Unwissenheit verknüpfte Albernheit bedeutet.

An solcher Einfalt kann nun wohl der liebe Gott an und für sich kein Wohlgefallen haben. Wir sollen Kinder sein an der Bosheit und nicht am Verständniß. Aber wenn gerade keine Bosheit und ein Nothschrei des Herzens dabei ist, kann er doch auch auf sie mild und erbarmend herabschauen. Zum Preise seiner Güte stehe als ein Exempel folgendes Geschichtlein hier:

Eine katholische Bauersfrau hatte einen einigen Sohn, der ihr einiges Kind war, und dieser sollte Soldat werden und in den Krieg geh'n. Was fühlt eine Mutter, wenn ihr einziges Kind von ihr soll, und dahin, wo die erste Kanonenkugel es zerschmettern kann? Die Frau lief von der untersten bis zur obersten Behörde, um ihren Sohn loszukriegen, und sie sparte kein Reden, Flehen, Weinen und Händeringen. Allein es war alles umsonst.

Noch eine Zuflucht weiß sie. In der Stadt J. in der *** Kirche ist ein wunderthätiges Marienbild, das schon unzählig Vielen in allerlei Nöthen geholfen hat. Sie eilt dahin, trägt dieser besonders gnadenreichen Mutter Gottes ihr Anliegen knieend vor, und betet, auf den Knieen hin und wieder rutschend, einige hundert Ave Marias dazu. Dann, ehe sie fort geht, blickt sie noch sehnlich zu dem Angesicht des Bildes auf, ob sie Erhörung darin lesen kann. Aber das Bild sieht kalt aus,

nachher wie vorher. Und so war es auch; ihr lieber Sohn mußte fortmarschiren.

Die arme Frau ist trostlos; zugleich aber auch erzürnt über die Unbarmherzigkeit der Mutter Gottes in der *** Kirche zu J. Und was thut sie? Sie läuft wieder dahin, reißt der Maria das Jesuskind aus den Armen, und rennt mit den Worten fort: „So, nun kannst du es auch fühlen, wie's einer Mutter thut, wenn sie ihr einziges Kind verliert!"

Ueber dieser Einfalt lächelte der Vater im Himmel und sprach: Ich muß dem armen Weiblein helfen. Denn der Pfarrer der Kirche berichtete die ganze Sache unmittelbar an den Fürsten, und noch in derselben Woche schritt der liebe Sohn hastig auf die älterliche Hausthüre zu und rief, ein Papier hoch in die Luft haltend: Mutter, frei! ich bin frei!

Ob die Bauersfrau Gottes Güte erkannt hat, steht freilich dahin. Wahrscheinlicher hat sie gemeint, der Mutter Gottes durch Entreißung ihres eignen Kindes das Herz gebrochen zu haben, daß sie sich noch mit Hilfe einstellte. Aber wer hat die Schuld, wenn solche einfältige Leute der Maria oder vielmehr einem hölzernen Bilde zuschreiben, was Gotte gehört? —

Wer hat die Schuld? laßt uns noch einmal so fragen. Neben Andern wir evangelische

Christen, daß wir nicht fleißiger, nicht ernstlicher um die Erleuchtung jener verdüsterten Leute beten.

17.

Antonius und der Schuster.

[Aus dem Altväterbuche.]

Als der heilige Antonius [der Stifter des Mönchslebens] auf eine Zeit in seiner Zelle betete, geschah eine Stimme zu ihm, die sprach: Antoni, du bist mit deinem strengen Leben noch nicht zu vergleichen jenem Schuster zu Alexandria! Da Antonius das hörte, stund er des Morgens früh auf, nahm seinen Stab und wanderte eilends hin in die Stadt Alexandria. Und als er zu dem Menschen kam, der ihm im Gesicht gezeigt worden war, entsetzte sich derselbige (der Schuster), da er einen solchen fürtrefflichen heiligen Mann sahe. Antonius sprach zu ihm: Lieber, erzähle mir, was du für gute Werke zu thun pflegest; denn um deinetwillen bin ich den weiten Weg aus der Wüste hiehergereiset. Der Schuster antwortete und sprach: Ich weiß von keinem guten Werk, das ich gethan

hätte, es sei denn, daß ich neue Schuhe mache und alte flicke. Antonius sprach: Rede nur, wie führest du dein Leben von Morgen bis zur Nacht? Der Schuster erwiderte: Wann ich des Morgens aus meiner Schlafkammer hervorgehe, bet ich mein Morgenopfer, und ehe ich mich auf meine Werkstatt setze, so spreche ich noch bei mir selbs: Alles Volk in dieser Stadt, groß und klein, ist gerechter, als ich bin; denn ich bin ein arger Sünder, und wäre ewiger Strafe würdig, wo ich nicht glaubete, daß ich um der Barmherzigkeit Gottes willen selig würde. Drauf ziehe ich meinen Draht fröhlich um der Barmherzigkeit Gottes willen, und wenn die Essenszeit herkommt, nehme ich Gottes Gabe mit Danksagung, und des Abends, ehe ich mich zur Ruhe gebe, bete ich mein Abendopfer, und spreche dieselbigen Worte drauf, wie am Morgen, von Grund meines Herzens. Darnach schlafe ich fröhlich ein in der Barmherzigkeit Gottes, die mich selig macht.

Als der heilige Antonius das hörte, sprach er: Wahrlich, mein Sohn, du als ein fertiger und kunstreicher Meister sitzest in deinem Haus und erlangst das Reich Gottes mit guter Ruhe; ich aber, der ich alle meine Zeit mit viel Mühe und Gefahr in der Wüste zugebracht habe, bin noch nicht so weit gekommen, daß ich dir wäre zu vergleichen, in einem solchen Leben, wie du mir jetzunder erzählet hast.

18.

Maria Martha.

[Aus dem Altväterbuche.]

Zu dem Abt Silvanus auf dem Berge Sina kam ein fremder Klosterbruder. Der sahe, daß die Brüder daselbs arbeiteten, wendete sich mit Geistlichkeit der Gebährde zu dem Alten und sprach: „Ihr sollt nicht Speise wirken, die vergänglich ist; Maria hat das beste Theil erwählet.“ Silvanus gebot seinen Jüngern: Bringet diesen Bruder in eine Zelle, da nichts in ist. Als es nun um den Mittag kam, sah der Bruder nach der Thüre, ob sie nicht wollten hersenden, und ihn zum Essen fordern lassen; und als sich die Sonne neigete, sahe er nach der Thüre. Da ihm aber nichts angesagt ward, stand er auf, kam zum Abte und sprach: Haben die Brüder heut nicht gegessen? Der Alte sprach: Freilich haben sie gegessen! Der Bruder sagte: Warum habt ihr mich nicht auch rufen lassen? Der Alte antwortete ihm: Du bist ja ein geistlicher Mensch und bedarfst dieser Speise nicht; wir aber sind fleischlich, und müssen zu essen haben, darum arbeiten wir mit unsern Händen; du aber hast das gute Theil erwählet, liesest den ganzen Tag, und fragst nichts nach der leiblichen Speise.

Als der Bruder das hörte, fiel er nieder

mit Reu, und sprach: Lieber Vater, verzeih mir dieses!

Da sprach der Alte zu ihm: Ich halte es freilich dafür, daß die gottselige Maria auch die fleißige Martha bei sich haben müsse.

Anhang. Die spätern Klosterbrüder wußten freilich oft von der zu Jesu Füßen lernenden Maria und von der handfleißigen Martha nichts. Dagegen rühmten sie sich zum Theil (die Bettelmönche), sie hätten der Welt recht abgesagt, denn sie nicht einen Pfennig eignen Vermögens besäßen. So sagte einst ein wohlbeleibter Bettelmönch mit Selbstgefühl, er habe bei seinem Eintritt in den Orden auf ein großes Besitzthum Verzicht geleistet. Diesem entgegnete aber Einer: „Ihr hättet lieber auf das Vermögen Anderer, als auf euer eignes Verzicht thun sollen!“

19.

Hilf dir selbst, so hilft dir Gott.

Ist so ein Sprichwort. Der Franzos sagt, glaub ich: „Aide toi et Dieu t'aidera!“ — und ich glaub auch, das Sprichwort sei zu Frank-

reich auf die Welt gekommen. Uebrigens, was ist der Rede Sinn? Allerdings gewöhnlich: „Mensch, du bist dein eigner Gott und außer dir ist keiner, darum mußt du dir selber helfen und nicht nach dem Himmel schauen.“ Das ist denn blanke Thorheit. Doch soll's vielleicht auch manchmal heißen: „Mensch, gebrauch die Gaben und Kräfte, die dir Gott verliehen, in Arbeit und Kampf, so wird sein Segen fließen.“ Das wäre noch christlich, und somit wäre das Sprichwort nicht absolut unchristlich. Die christliche Demuth, so viel sie sich auch regt und schafft, nach ihres Herrn Gebot, sagt freilich lieber also: „So liegt es nun nicht an Jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen.“ — „Schaffe uns Beistand in der Noth, denn Menschenhilfe ist kein nütze“ ꝛc. Indessen pfeift mancher Vogel noch eine andere Weise, und ist doch nicht fern vom Reich Gottes; es liegt doch am meisten nicht an der Form, sondern an dem Sinn. Auch glaubt die Liebe alles, wo nämlich noch was zu glauben ist, und wenn dann das Sprichwort nicht offenbar aus gottsleugnerischem Munde geht, wird sie also glauben, daß noch etwas Wahres und Gutes dahinter stecken kann. Auch wird im Ganzen mehr geschadet, als gebessert, wenn man über jede Rede des Nächsten gleich einen Eimer Strafwasser schüttet, woraus nicht selten vielmehr recht ungewaschene Auftritte sich ergeben.

Ich würde daher im Allgemeinen rathen, wo unser Sprichwort sich hören läßt, erst zu fragen: „Mein Herr, oder meine Dame, wie meinen Sie das?" Wenn dann Er oder Sie eine Erklärung gäbe, die auf das hinausliefe: „Arbeite erst tapfer, ehe du Hilfe vom lieben Gott erwartest; wenn du dabei faullenzen willst, wird dein Gebet um seinen Segen vergeblich sein", — so wollte ich erwidern: „Mein guter Herr! Meine edle Dame! Sie meinen also: Arbeite und bete, so wird Gott dir helfen." Alle Ihre Worte in Ehren! Wir wollen das Und in der Mitte lassen, das Bete aber voran und das Arbeite hinten hinstellen, so sind wir vollkommen einig, und führen dann Eine Sprache mit der ganzen Christenheit, was nicht zu verachten ist, die gesagt hat und sagen wird:

Bet und arbeit
So segnet dich Gott allzeit!

20.

Für die, welche die Kirche nicht auswarten können.

Auf die Insel Jasus, deren Bewohner sich meistens mit Fischhandel nährten, kam einst ein kunstreicher Harfenspieler. Er setzte sich auf dem Markte, und schlug in seine Saiten; und alles Volk umher lauschte dem wundervollen Spiele, und eine große Menge strömte herzu, stand und lauschte. Sie schienen wie in einer tiefen Entzückung und gleichsam angepflanzt dem herrlichen Spiele. Da ward mit einer Glocke das Zeichen gegeben, daß es Zeit wäre, die Fische zu Markt zu bringen, und da — lief jedermann davon bis auf Einen, der das Glöcklein überhört hatte. Der Harfner spielte sein Stück hinaus, und dankte dann dem Zurückgebliebenen, daß er mit Erwartung des Endes die Kunst geehrt und ihn nicht, wie die Andern, auf das Zeichen des Fischverkaufs gleich verlassen hätte. „Was?" rief der Zurückgebliebene, „hat man denn schon geläutet?" Als nun solches bejaht wurde, sprach er: „Lebewohl!" rannte stracks davon, und ließ den guten Harfner allein.

So können manche — bemerkt ohngefähr ein alter Kirchenlehrer hiezu — den heiligen herrlichen Gottesdienst nicht auswarten; sondern rennen vor

dem Schlußvers und Segen aus der Kirche, weil sie zu Hause zu thun haben. Ja, wenn ihnen Satan das Glöcklein weltlicher Verrichtungen im Herzen hören läßt, verlassen sie wohl auch den Prediger, welcher ihnen das trostvolle köstliche Wort des Herrn verkündigt, ehe er seine Predigt geendigt hat. Und manche, die bis zum Schluß geblieben, bedauern, daß sie etwas versäumt haben.

Aber, ihr Läufer! es ist wirklich so: Kirchengehen und die Kirche auswarten säumet nicht. Und es wird ewig wahr bleiben, was die Wahrheit selber spricht: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch das Irdische zufallen.

21.

Der falsche Hort.

Es ist mir beim Lesen des hochberühmten Nibelungen=Liedes sonderbar vorgekommen, daß „der Nibelungen Hort“ nicht etwa der liebe Gott, sondern eine Portion Silber und Gold ist. Aber warum denn sonderbar? Giebt's nicht auch heutzutage Tausende, die zu dem Mammon sprechen:

Herzlich lieb hab ich Dich — mein Hort auf den ich traue? Die menschliche Natur „ischt semper“, und das neue Wesen des Christenthums, von dem man freilich bei den christlichen Helden des Nibelungen-Liedes noch kaum eine Spur findet, hat sie noch nicht allgemein durchdrungen. Man erstaunt oft, wie wenig die Leute nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, und wie eifrig sie nach den Gütern dieser Welt trachten. Nur das ergiebt sich, daß sie jetzt nicht mehr so der Hort ihres Hortes sind, daß sie ihn nicht mehr in eisernen Kisten und den Klüften der Erde zu verwahren pflegen; sondern was die Habsucht herbeibringt, das jagt gewöhnlich die Fleischeslust wieder fort. Darum finden sich jetzt allerdings mehr Lumpen, als Geizhälse; man müßte denn unter letztern solche verstehen dürfen, welche für ihren Hals geizen.

22.

Der seligste Anblick.

Jeder Mensch hat etwas, das ihm am Lieblichsten in die Augen fällt. Der seligste Anblick

des alten Fuhrmanns B. ist, — wenn ein geladener Wagen mit sechs Rossen aus seinem Hofe fährt. „Das ist“, spricht er, „all' meine Freud und Herrlichkeit.“ Zwar kann er von wegen seiner kranken Beine seit Jahren nicht selbst mehr beim Fuhrwerk sein, er genießt aber noch seine Freud und Herrlichkeit durchs Fenster, beim Abfahren seines Sohnes; und seine Söhnerin sagt, der Herrle würde sicherlich sterben, wenn in drei Wochen kein Wagen zum Hof hinausgienge.

Lieber Leser! was ist denn dein seligster Anblick? Wenn gewisse andere Schimmel und Füchse (Silber- und Goldstücke) in dein Gehege herein kommen? Oder ein grüner Tisch mit helfenbeinernen Würfeln? Oder eine Tafel, auf der die Schüsseln dampfen und die Flaschen blinken? Oder ein lustiger Reigen im Wirthssaale? Oder —? Oder —? Sag, was macht dein Auge glänzend, dein Herz am weitesten auf? Aber du sprichst: „Was geht das dich an?“ Ist mir auch recht.

Erlaube mir aber, dir zu sagen, was eines edeln trefflichen, nun längst heimgegangenen Mannes, J. Menzers, seligster Anblick war. Er bot sich nicht seinem äußern, sondern seinem innern Auge dar; er war ihm einestheils recht schmerzlich und doch der allersüßeste. Es war ihm, als ob da alle Fülle der Gottesliebe glänzte und ewiger Friede von da an sein Herz wehte. Er

besingt diesen Anblick in einem Liede, das also anfängt:

Der am Kreuz ist meine Liebe,
Meine Lieb ist Jesus Christ.

Ich glaube übrigens, der seligste Anblick prägt sich der Seele so tief ein, daß sie ihn im Hinübergehen aus dieser Welt in die andere nicht los werden kann. Nun scheint doch immer die Frage nicht unwichtig, mit welchem Bild in der Seele man am besten hinübergeht.

23.

Christus lebt noch, wie zu Sauli Zeit.

Folgende Geschichte, welche ich aus der trefflichen „Kloster-Bergischen Sammlung nützlicher Materien zur Erbauung im wahren Christenthum" ziehe, möchte bei den Lesern besondere Theilnahme finden.

Der englische Oberst Jakob Gardiner, geboren A. 1687 zu Carriden in der Grafschaft Linlithgow, welcher frühe seinen Vater verloren hatte, aber von der Mutter mit Sorgfalt auferzogen worden war, führte trotz den Lehren und den Thränen

seiner Mutter in seiner Jugend ein ausschweifendes lasterhaftes Leben.

Der Herr ließ ihn nicht.

In seinem 19. Jahre focht er als Fähndrich die Schlacht bei Ramellies mit, und da er eben mit einem Trupp den dortigen Kirchhof erstürmte und seinen Leuten etwas zudonnerte, fuhr ihm eine feindliche Musketenkugel in den geöffneten Mund, und gieng, ohne einen einzigen Zahn auszureißen oder die Zunge zu verletzen, durch den Nacken und auf der linken Seite hinten wieder heraus. Er focht hitzig fort und verfolgte die vertriebenen Feinde, sank aber zuletzt, von starkem Blutverlust erschöpft, auf dem Felde nieder, und gerieth, da die Seinigen wieder weichen mußten, in Gefangenschaft, und seine Wunde, nachdem sie zwei Tage unverbunden geblieben, unter die Hände eines ungeschickten Landbaders. Dennoch kam er — ganz wunderbarer Weise — mit dem Leben davon.

Aber die göttliche Barmherzigkeit in seiner Bewahrung rührte ihn nicht ein wenig. Genesen, ausgelöst und in der englischen Armee befördert, führte er das alte „wilde, unbedachtsame und gottlose Leben“ fort.

Er erfuhr in den folgenden Jahren noch einige recht wunderbare Proben der schirmenden Gnade Gottes; aber sein Sinn änderte, sein Wandel besserte sich nicht.

Da trug sich in seinem 32. Jahre, da er bereits zum Major vorgerückt war, Folgendes zu:

Nachdem er einen Abend in lustiger Gesellschaft zugebracht hatte, wollte er in der Nacht noch ein schändliches Werk der Finsterniß üben, weil aber die rechte Zeit hiezu noch nicht gekommen, sich auf seinem Zimmer die verdrüßliche Stunde mit einem angenehmen Buche vertreiben. Er griff auf geradewohl in seine Bücher, welche meistens Unterhaltungslectüre enthielten, und ergriff — ein Erbauungsbuch, das seine fromme Mutter heimlich hineingesteckt hatte, welches den Titel führte: „Der christliche Soldat oder der durch Sturm eingenommene Himmel", und von Thomas Watson geschrieben war. Weil es ihm nun einiges Vergnügen gewähren konnte, die Soldatenausdrücke hier auf's Geistliche angewendet zu finden, so las er darin, aber ganz leichtfertig weg, ohne auf den christlichen Inhalt zu achten.

Plötzlich däuchte ihm, er sähe eine ungewöhnliche Flamme des Lichtes auf das Buch fallen. Er bildete sich anfangs ein, es rühre solches durch einen Zufall von dem Lichte her; als er aber seine Augen aufhob, wurde er zu seinem größten Erstaunen die Gestalt des Herrn am Kreuze gewahr, vor ihm in der Luft schwebend, von allen Seiten mit Herrlichkeit umgeben. Und dabei war ihm, als ob er eine Stimme oder doch etwas wie eine

Stimme hörete: O Sünder, habe ich dieß für dich gelitten, und ist das der Dank dafür!? Der Major sank in den Lehnstuhl zurück und war eine Zeitlang ohnmächtig. Als er wieder zu sich kam, sahe er nichts mehr.

Die ruchlose That unterblieb. Er durchwachte eine heilige Nacht. Er that Buße vor dem Herrn, Buße in Staub und Asche, und von dem an bekam sein ganzes Leben eine andere Richtung.

Was sagen wir dazu? Es kann alles nur innerlich in Gardiner vorgegangen sein; darüber wollen wir mit Niemanden streiten. Aber ist's nicht doch Christus gewesen?

Gardiner war von hier an ein entschiedener Christ und blieb es; er hatte mit der Welt und Sünde für immer gebrochen, er blieb ein entschiedener, immer in der Heiligung wachsender Jünger des Gekreuzigten 26 Jahre lang bis zu seinem seligen Tode. Sein Geschichtschreiber sagt: „Es hat sich ein klarer, nie versiegender und lebendiger Strom von Weisheit, Frömmigkeit und Tugend durch sein ganzes Leben hindurch ergossen“. Zwar blieb er auch in seinem äußerlichen Stand und kämpfte als weltlicher Kriegsmann so tapfer wie zuvor und als irgend einer; aber überall stritt er um die himmlische Krone, und zu dieser aufblickend fiel er, von Kugeln und Eisenwaffen durchbohrt, in der Schlacht bei Preston, den 21. Sept. 1745.

Noch einmal: Ist's nicht Christus gewesen?!

24.

Das geheime Walten Gottes im Menschenherzen.

Höchst merkwürdig sind die vielen Exempel, wie Gott einen unerklärlichen, unwiderstehlichen Trieb und Zug in der Menschen Herzen giebt, etwas zu thun, womit sie unabsichtlich das Leben ihrer Brüder retten. Es kommt das schon bei kleinen Kindern vor, wie bei jenem, das so lange an seiner Mutter zerrte, mit zu des Nachbars Kindern zu gehen, die die Thüre nicht aufmachen wollten, bis sie gieng und diese Kinder in ihrer von Dampf angefüllten Stube halb erstickt fand, — aber sehr häufig auch bei Erwachsenen. Ein paar weniger bekannte Beispiele stehen hier.

Der Besitzer eines Gutes zwischen Kleve und Köln gieng Morgens in seinem Garten spazieren; da fühlte er plötzlich einen lebhaften Drang, Leute in den Wald zu schicken, um den Räubern nachzuspüren, welche nicht lange zuvor einen Handwerks-

burschen ermordet hatten und noch nicht eingefangen waren. Indessen gedachte er die Sache bis zum Nachmittage zu verschieben, und beschäftigte sich mit seinen Blumen. Aber da befiel ihn eine ganz außerordentliche furchtbare Angst; es wurde vor seinen Augen so dunkel, daß er seine Pflanzen nicht mehr unterscheiden konnte. Sende Reiter in den Wald! Sende Reiter in den Wald! so rief es unaufhörlich in ihm. Jetzt eilte er in den Hof, diesem seltsamen Drange zu genügen; und sobald dieß geschehen war, kehrte seine Ruhe zurück.

Die Diener des Gutsherrn sprengten eine Weile im Walde fort, als sie ein schreckliches Schauspiel vor sich erblickten. Einige wilde Kerls schlugen einen Mann zu Boden, und wollten ihn in das Dickicht schleifen. Da sie jedoch die heranfliegenden Reiter gewahrten, ließen sie von ihm und flohen. Jene fanden den Angegriffenen, in Folge von Mißhandlung und Schrecken, halb ohnmächtig; doch konnte er ihnen in gebrochenen Worten sagen, daß die Räuber ihm mit gräulichen Flüchen das Leben abgesprochen und trotz seinem Flehen nicht ein paar Minuten Zeit gegönnt hätten, um betend seine Seele Gott zu befehlen. Seine Retter ermahnten ihn nun, so geschwind, als es ihm möglich, zwischen ihnen herzulaufen, damit er sein von der Todesangst erstarrtes Blut wieder erwärmen möge. Er thats und sie erreichten glücklich den Hof.

Als der Gutsherr den Fremden sah und seine Geschichte vernahm, rief er überlaut: Wahrlich, mein Herr, Sie sind ein Christ und ein Lieblingsgegenstand der göttlichen Fürsorge! und sagte demselben, was am Morgen mit ihm vorgegangen sei. Der Fremde — er hieß Johann Backer — wurde im Tiefsten bewegt, und sie priesen miteinander den wunderbar sich bezeugenden, lebendigen Gott.

25.

Ein Aehnliches.

Eine Edelfrau, im irdischen und höhern Sinne, saß mit ihrem Manne beim Frühstück. Ganz unvermittelt giengen ihre Gedanken auf einen armen Greis, welcher ziemlich entfernt von ihr seine Wohnung hatte, und sie spürte auf einmal einen unwiderstehlichen Trieb, demselben ohne Verzug einige Brode zu bringen. Ihr Gatte sprach: Es hat ja wohl bis nach dem Frühstück Zeit; oder du kannst einen Bedienten damit hinschicken. Sie aber erwiederte: Laß mich! ich muß es selbst und muß es sogleich thun!

Als sie an die Hütte des armen Mannes kam, hörte sie seine Stimme. Sie schlich leise hinzu, und vernahm diese Worte: Hilf mir, hilf mir, o mein Gott! Sieh wie ich Hunger leide und die Meinen! Nichts ist für uns da! Ohne deine Hilfe verschmachten wir! Aber, Herr, du wirst helfen! Du wirst gewißlich helfen, wie du mir zugesagt hast! Du wirst Manna regnen lassen vom Himmel!

Nun trat die edle Frau in die Hütte und sprach mit tiefer Rührung: Ja, lieber Alter! hier sendet euch der treue Gott, was ihr begehrt. Nehmet es und vertrauet ferner dem, der für euch sorgt. Habt ihr wieder Mangel, so kommt nur in mein Haus, und holet.

26.

Die Braut mit dem Kreuze.

In einer Stadt Thüringens lebte in diesem Jahrhundert ein Kandidat der Theologie, welcher den Herrn Jesum erkannt hatte und einen lebendigen, überall waltenden Gott. Einstmals in der Nacht träumte ihm, er hätte eine Braut mit einem schwarzen Kreuz an der Stirne. Wie es in Träu-

men geht, das Mägdlein stand in dämmernder Ferne, daß er die Züge ihres Angesichts nicht unterscheiden konnte; aber das Kreuz sah er deutlich. Als er erwachte, fiel ihm die Lebhaftigkeit des Traumes auf, doch war er keiner von denen, die auf Träume sonderlichen Werth legen; er wünschte, der Traum möge in so fern eintreffen, daß seine zukünftige Gattin das Zeichen des Christenthums an der Stirne und im Herzen haben möchte, und schlug sich den Traum lächelnd aus dem Sinne.

Noch an demselben, jener Nacht folgenden Tage besuchte ihn ein Freund aus der Stadt, der ihn zu einer Abendgesellschaft im elterlichen Hause einlud. Er nahm die Einladung gerne an. Als er in die Gesellschaft trat, fand er den gewöhnlichen Kreis durch zwei junge Mädchen vermehrt, welche eben aus einer entfernten Stadt auf Besuch zu des Freundes Schwester gekommen waren. Die Eine von ihnen hatte eine sehr merkliche Narbe in der Stirne, die aber ihr liebliches Angesicht nicht im Mindesten entstellte. Ihr ganzes Wesen war so liebenswürdig, harmlos, kindlich, daß man keinen Anstand nahm, sie um Mittheilung zu bitten, wie sie zu der Narbe gekommen sei. Darauf erzählte sie Folgendes:

Sie habe als ein Kind von fünf Jahren von einem alten freundlichen Herrn, der im Hause wohnte, und wie den Ihrigen, so namentlich auch

ihr sehr zugethan war, ein kleines schwarzes Kreuz zum Geschenk erhalten; sie habe sich darüber hoch gefreut und es gleich an einer Schnur außen um den Hals gehängt; sie sei damit fröhlich zum Haus hinaus und lustig die Straße hinab gesprungen, und — sei gestürzt und gerade mit der Stirne auf das an der Schnur vorliegende Kreuz gefallen. Sie habe sich dasselbe tief in die Stirne eingeschlagen; es sei eine böse, fast lebensgefährliche Wunde gewesen; doch mit Gottes Hilfe sei sie glücklich wieder geheilt. Aber die große und tiefe Narbe müsse sie zum Andenken an ihre wilden Kindersprünge tragen.

Unserm Kandidaten schlug während dieser Erzählung das Herz. Er dachte an seinen Traum der letzten Nacht, und daß Gott der Herr wohl auch jetzt noch einmal durch einen Traum reden oder weissagen könne. Er suchte die Jungfrau näher kennen zu lernen, und überzeugte sich bald, daß es diejenige sei, welche der Herr ihm zur Lebensgefährtinn bestimmt hätte. Und sie, die schon einige Anträge abgelehnt, legte die Hand mit Freuden in die seinige.

Sie leben nun etliche Jahre schon in Liebe und Treue glückselig zusammen. Sie haben auch schon etliche Kinderlein vom Herrn geschenkt empfangen, und keins davon hat eine Narbe in der Stirne. Aber allen wird von Vater und Mutter das Kreuz

in's Herz gedrückt; wie es ihnen beiden selbst dahinein gedrückt ist und vom treuen Gott in Lieb und Leid immer tiefer gedrückt wird. F. R.

Die theuern Freunde werden vergeben, daß dieß geschrieben worden. Es ist zur Verherrlichung Gottes geschehen, dessen Wege, die Menschen zusammenzuführen, wunderbar und eines ausgebreiteten Lobes würdig sind.

Die Ehen werden im Himmel geschlossen. Und selig alle, welche durch das Kreuz verbunden sind!

27.

Wie Gott sich zum Wort seines Knechtes bekennt.

Zu einem Pfarrer in der Grafschaft Wernigerode kamen Reisende und baten um eine Unterstützung. Der Pfarrer führte die Kasse nicht, sondern seine Hausfrau; und er sprach zu ihr: Gieb ihnen! Sie reichte ihm den Geldbeutel hin und sprach: Da sind noch 48 Pfennige drin; schenkst du diese weg, so haben wir selber nichts! Er sagte: Ach, liebe Frau! wenn du glauben könntest, so

könnte dir der reiche Gott heute noch 48 Thaler für deine 48 Pfennige geben! Drauf öffnete er das lederne Säcklein, und gab her; und seine Eheliebste seufzte — wir wollen annehmen: um den guten Glauben, den ihr Eheherr gerühmt.

Nach einer Stunde ritt der reiche Graf in's Dorf herein, stieg bei dem Pfarrer ab, den er werth hielt, und bat sich von der Pfarrerin eine Tasse Thee aus. Sie brachte den Thee, und der Graf trank ihn unter freundlichem Gespräch; aber sie stand zur Seite mit einem Gesicht, als ob sie den guten Glauben, den ihr Eheherr gerühmt, noch nicht erseufzt hätte. Der Graf merkte etwas und fragte: Was ist Ihnen, Frau Pastorinn? Ach, nichts Sonderliches, gnädiger Herr! erwiederte sie, ohne die Augen aufzuschlagen und zog sich zur Stube hinaus. Da sah der Graf den Pfarrer an und sprach: Fehlt's vielleicht im Beutel? Der Pfarrer lächelte und schwieg.

Nun gieng der Graf hinaus, und zählte sein Geld; er hatte 45 Thaler. Drauf ließ er sich von seinem Reitknecht all dessen Geld geben; das waren 3 Thaler. Schade, daß es nicht 2 mehr sind, sagte er, ich hätte gern die Fünfzig für die braven Leute voll gemacht. Aber es sollten und mußten nicht mehr, noch weniger denn Achtundvierzig sein.

Der Graf gab dem Pfarrer das Geld in so schöner Weise, daß derselbe ungesäumt und fröhlich zugriff.

Als er's aber zählte, freute sich der Knecht Gottes noch mehr, und sprach zu seiner Hausehre: Sieh, da hat der liebe Gott wörtlich wahr gemacht, was ich im Vertrauen zu ihm gesagt habe; und hat nicht einmal bis zum Abend damit gewartet! Und sie entsetzte sich, die gute Frau, und lobte den Herrn mit ihrem Gemahle; und ihr Antlitz und ihr Herz war Glaube.

28.

Der Herr, ein schrecklicher Richter.

Folgende Geschichte, die, als ich sie las, einen tiefen Eindruck auf mich machte, erzähle ich meinen werthen Lesern aus dem Gedächtniß, da sie vielen noch nicht bekannt sein möchte. Es ist geraume Zeit her, daß ich sie gelesen, und ich kann mich nicht mehr entsinnen, wo? aber sie steht noch so deutlich vor meinem Geiste, daß ich wenigstens in den Hauptpunkten nicht irren werde.

Ich führe meine werthen Leser zu einer Mühle,

die am Saum des Waldes abgesondert, doch unweit eines Dorfes liegt. Es ist Sonntag, und man hört nur das Rauschen des Wehrwassers, aber kein Klappern der Gänge; denn die frommen Müllersleute lassen am heiligen Tage ihr irdisches Werk ruhen. In der ganzen Mühle befindet sich nur ein Mensch, die Müllerinn; die übrigen Bewohner sind in der Kirche des Dorfes beim Gottesdienst.

Da kommt eine große starke Frau herein; es ist die Hebamme, welche, wie sie sagt, sich nach der Meisterinn, die nicht fern mehr von ihrer Entbindung ist, ein wenig umsehen will. Diese kann sich den Besuch wohl erklären, heißt die Frau willkommen, holt ihr Speise und Trank. Sie schöpft keinen Argwohn, auch da es ihr auffällt, daß die Frau bei freundlichster, vertraulichster Rede mit ihren Blicken scheu umherirrt.

Wie erschrickt sie, als dieselbe plötzlich ein langes Messer hervorzieht und ihr mit furchtbarer Gebehrde droht, sie würde sie auf der Stelle niederstechen, wenn sie ihr nicht das vorräthige Geld ausliefere.

Wiewohl die Müllerinn vor Schrecken über und über zitterte, verlor sie doch die Fassung nicht. Sie sagte: ihr Leben sei ihr lieber als ihr Geld; sie solle nur das Messer wegthun, sie wolle ihr gutwillig allen Vorrath desselben überlassen. „Komm Sie nur mit herein in die Kammer“, „sprach sie, da

steht die Geldkiste, da ist all unser Reichthum inn". Damit gieng sie langsam voraus in die Kammer, während ihr die Hebamme auf der Ferse folgte, zog den Schlüssel zur Kiste hervor, öffnete sie und ermahnte jene, zu nehmen, so viel sie wolle. Im Anblick des vielen Geldes wurde die Räuberinn von der Besonnenheit verlassen; sie griff gierig hinein und steckte ein; indem aber floh die Müllerinn aus der Kammer, schlug die Thüre derselben zu und schob den außen befindlichen starken Riegel vor. So war der Raubvogel gefangen. Das gottlose Weib tobte in ihrem Gefängniß, drohte und fluchte, aber umsonst; die Müllerinn öffnete die Thüre nicht, und der Weg durchs Fenster der Kammer war mit einem Eisengitter versperrt.

Die Hausbesitzerinn sehen wir einige Augenblicke auf den Knieen liegen und den Hüter Israels inbrünstig anrufen, daß er sie ferner beschirmen und gänzlich aus ihrer Noth erretten wolle. Dann stand sie auf und verschloß alle Eingänge zum Gebäude, damit sie vor den Helfern der Räuberinn sicher wäre, die vielleicht in der Nähe sich aufhielten. Die Thüren waren sämmtlich fest und die untern Fenster ringsum mit dicken Eisenstäben verwahrt; ihr Herz schlug leichter, und sie betete kindlich zu dem Herrn ihres Lebens, daß er die Stunde gnädig vorüberführen möge, bis ihr Ehegatte mit den Dienstleuten aus dem Gotteshause zurück wäre.

Freilich fuhr ein neuer Schrecken durch ihr Herz, als sie plötzlich einen schwarzen Kopf an einem der Stubenfenster erblickte. Es war der Mann der Hebamme, der in der Nähe gelauert hatte, und dem seine Frau zu lange ausbleiben mochte. Da er die Müllerinn allein in der Stube sah — sie saß vor einem Gebetbuche —, witterte er Unrath; und da er die Hausthüre verschlossen fand, begehrte er ungestüm Einlaß. Die Müllerinn entgegnete ihm, daß sie keinen Menschen hereinlasse, bis ihr Mann aus der Kirche komme.

Jetzt suchte der Mensch nach einem harten Gegenstand, und schlug mit einem solchen, den er aufgefunden, gewaltig gegen die Hausthüre, daß die arme Müllerinn besorgte, dieselbe möchte den ungeheuern Schlägen nachgeben; allein die Thüre wurde von dem doppelten Riegel fest gehalten. Indessen wurde der Mensch außen ganz unsinnig vor Wuth, und stieß die gräulichsten Drohungen und Verwünschungen aus; und da er fort lief, vermuthete sie, daß er stärkere Werkzeuge holen wolle, und fürchtete, daß es ihm doch noch gelingen könnte, sich Eingang zu verschaffen.

In ihrer großen Noth stieg Seufzer um Seufzer nach oben, und da kam ihr schnell ein Gedanke, wie von oben, ja nicht wie, sondern wirklich von oben; sie lief in die Radstube hinter und zog hastig die Schützen der Räder empor. Sie dachte,

wenn ihre Leute in der Kirche das unzeitige Geklapper der Mühle hörten, könnten sie vielleicht merken, daß sich da etwas Außerordentliches zutragen müsse, und herübereilen. Und so war es auch: Eben predigte der Pfarrer der in tiefer Stille horchenden Gemeinde, als die Gänge zu lärmen anfiengen, — man konnte das Gelärme der Mühle drüben vernehmen; und so wie es der Müller vernahm, sprach er bei sich: was ist das? Das geht nicht mit rechten Dingen zu! und wie ein Blitz fuhr ihm der Gedanke durch die Seele: das ist ein Nothruf deiner Frau! Er lispelte den neben ihm sitzenden Müllerburschen etwas zu, und schleunigst entfernten sich alle drei aus der Kirche.

Die Müllerinn sitzt aber schon vorher wieder in ihrer Wohnstube, und betet, wie es scheint, aus dem Buch, in der That jedoch mehr aus dem Herzen, ihre weitere und endliche Rettung dem Herrn befehlend. Aber ihr Herz schlug hoch. Indessen wunderte sie sich, daß der Mann der Hebamme nichts mehr von sich hören ließ.

Nicht lang währte es, so sah sie mit einem Dankschrei zu Gott ihren Mann sammt den Knappen zum Hofe hereineilen. Sie öffnete die Hausthüre und sank ihm weinend in die Arme. Obwohl sie kaum zu reden vermochte, konnte sie ihm doch mit wenigen Worten das Vorgegangene berichten.

Er bewaffnete sich mit seinen Burschen gegen einen etwaigen Angriff, das war aber nicht nöthig. Es hatte schon ein todter, aber gewaltigerer Gehilfe für ihn gestritten. Und der Allmächtige hatte bereits Gericht gehalten.

Denn da nach herabgelassenen Schützen die Räder wieder standen, hieng in dem äußersten eine zermalmte Menschengestalt. Es war der Mann der Hebamme, welcher, da ihm die Hausthüre widerstand, durch das stillstehende Rad hereinkriechen wollte, eben da die Müllerinn die Schütze desselben aufzog und es dadurch in Gang brachte.

Nun wendete man sich zur verriegelten Kammer, in welcher die zuletzt auch ganz still gewordene Hebamme stack. Da man die Kammer öffnete, lag sie in ihrem Blute drin. Sie hatte sich selber das lange Messer in das ruchlose Herz gestoßen.

29.

Selbstgericht.

Die Hebamme war Gottes Unter-Richter über sich selbst. Ein noch ergreifenderes Selbstgericht hat jene Wittwe an sich vollzogen, deren Geschichte auch in weiterem Kreise bekannt zu werden verdient.

Im Spital zu ** lebte eine 61jährige Wittwe, an der man die 14 Jahre über, welche sie sich schon darin befand, nie etwas von Irrsinn wahrgenommen hatte.

Einst fehlte sie beim Mittagessen. Der Hausverwalter, welcher sich nach ihr umsah, fand sie auf ihrer Stube im Bette. Sie klagte jedoch über nichts als Mangel an Appetit. Gleichwohl stand ihr Essen vor ihr, das sie sich hatte auf die Stube bringen lassen.

Sie blieb auch die folgenden Tage im Bette, obschon der Spitalarzt durchaus keine Krankheit bei ihr entdecken konnte, und sie selbst behauptete, es fehle ihr nichts, als daß sie einen Widerwillen gegen alle Speise habe. Sehr auffallend war es aber dabei, daß sie doch jeden Tag ihre Portion begehrte und sich nicht zufrieden gab, bis sie vor ihr stand, und keine von den vorigen Tagen abtragen ließ. Alles jedoch blieb unangerührt.

Der Hausverwalter glaubte anfangs, es sei eben eine wunderliche Grille, die sie schon fahren lassen werde, wenn der Hunger recht foltere. Als er sich aber in seiner Meinung getäuscht sah, redete er ihr auf's Freundlichste und Dringendste zu, sie solle doch ihren Eigensinn aufgeben und essen, sie könnte ja das Fasten unmöglich länger aushalten. Allein es war all sein Zureden umsonst. „Ich kann und will nichts essen“, sagte sie; „aber ich

muß alle meine Portionen vor mir auf dem Tische haben". Sie forderte jeden neuen Tag ihr Essen mit Ungestüm, und ward still wie ein Lamm, wenn es ihr gebracht war.

Da standen die Gefäße auf dem Tische vor ihr, daß sie kaum mehr Platz hatten; sie sahe sie an, aber sie tastete sie nicht an.

Niemand konnte sich diese seltsame Erscheinung anders erklären, als daß die bisher so verständige und auch noch jetzt in allen anderen Stücken ganz vernünftige Person in einem Punct völlig verrückt worden sei.

Da die Güte nichts bei ihr ausrichtete, wendete man die Strenge an. Man drohte ihr mit Strafe, wenn sie nicht äße. Es war auch dieß vergeblich. Sie blickte immer auf die Speisen hin, klemmte aber den Mund zusammen, so oft man ihm welche nahe brachte. Der Arzt ließ ihr endlich den Mund mit Gewalt öffnen, allein sie spie alles, was man hinein brachte, mit Abscheu wieder aus.

Nun aber löste sich das Räthsel ihres Benehmens. Sie sprach: „Keine menschliche Gewalt soll mich dahin bringen, noch etwas zu genießen. Nach meines Mannes Tod habe ich meine zwei kleinen Stiefkinder hungern lassen, obschon ich noch Speise für sie hatte. Wenn sie vor Hunger weinten, hab ich mit Drohen sie stille gemacht; und wenn sie vor Hunger schrieen, hab ich sie in einen Sack gebun=

den und mit einem Stecken auf sie losgeschlagen, worauf sie immer stille wie Mäuse geworden sind. So hab ich die armen Würmer in wenigen Tagen zu Tode gehungert, denn ich habe ihnen nie ein Krümmlein Brod gegeben. Jetzt ist mein Gewissen erwacht, jetzt will ich mich selbst strafen. Darum darf und will ich schlechterdings nichts essen; aber alle meine Speisen müssen da vor mir stehen, daß ich im Anblick derselben verschmachte".

Ein Schauer durchdrang, die das hörten. Man machte zwar nochmals Versuche, ihr mit Gewalt Nahrung beizubringen; allein sie widerstand so lang, bis sie wie zum Widerstand, so auch zum Genuße zu schwach war. Mit unerschütterlicher Standhaftigkeit hungerte sie sich im Angesichte des vollen Tisches selbst zu Tode. Und fast 14 volle Tage hielt ihr gesunder Körper dieses qualvolle Selbstgericht aus.

30.

Wie der Mensch lebt, so stirbt er.

Es gieng tief in die Nacht, als der Gemeindevorsteher zu mir, dem Pfarrer, hereintrat, um

mich zu einem „großen Unglück" zu holen, das im Dorfe geschehen sei.

Ein Zimmermann aus einem benachbarten Ort, ein sehr geschickter Arbeiter, aber leider auch ein sehr liederlicher Geselle, hatte sich den Tag über in unsern Wirthshäusern herumgetrieben, und zuletzt in einer Branntweinschenke vollends den Rest gegeben.

Als er diese taumelnd verlassen, gerieth er an einen nur mit leichten Brettern zugedeckten Brunnen, an dem er des anderen Tages etwas herstellen sollte. Hier kam ihm diese Arbeit vor die zerrütteten Sinne, und er wollte sie entweder einstweilen überschlagen, oder, die Nacht für Tag haltend, gleich beginnen; hob demnach einige Bretter weg und blickte hinab; und der schwere Kopf zog ihn in die Tiefe. So läßt sich nämlich schließen, wiewohl Niemand zugesehen hat. Aber seinen zurückgebliebenen Hut sah der Nachtwächter, merkte Unrath und machte Lärm. Man fand den Unglücklichen im Brunnen, die Füße in die Höhe stehend, den Kopf im Wasser. Man zog ihn heraus, und trug ihn in die nächste Wohnung; allein die Rettungsversuche waren vergeblich.

Da standen wir um das gräuliche Bild, um dieses aufgedunsene, schwarzblaurothe, aber eiskalte und wie gefrorene Gesicht, und ein Bauer seufzte und sprach: W i e d e r M e n s c h l e b t, s o s t i r b t e r!

Dieses Sprichwort hat eine durchgängige Wahrheit. Es will nämlich sagen: daß der Tod des Menschen seinem Leben entspricht, daß auf ein böses Leben ein böser Tod folgt, und umgekehrt. Das tritt freilich nicht bei allen so auffallend in die Erscheinung, als bei dem unglückseligen Zimmermann, der die wilde Flamme des eingegossenen Feuerwassers in dem kalten schauerlichen Brunnenwasser löschen mußte, ohne daß wir hoffen könnten, daß damit alles gelöscht gewesen sei. Manche Gottlosen sterben in Flammen, wohl auch mit scheinbarer Gemüthsruhe. Doch ist es gewiß, daß im Bereiche des Unsichtbaren der Tod eines Jeglichen genau zu seinem Leben passen, daß ein Engel des Friedens nur diejenigen von dannen führen wird, die im Glauben an den Erlöser das neue Leben des Geistes gewonnen haben.

Gar fein sagt Scrivers Gotthold dasselbe in den Worten: „Der Tod ist das Echo*) unsres Lebens".

---

*) Der Widerhall.

31.

Kraft der Sanftmuth und Demuth.

„Ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig“, — sagt der Prophet aller Propheten, und welche Propheten (Lehrer der Kirche) mit ihm von Herzen so sagen und sind, die werden in der That mehr wirken, als die Stürmer, welche mit Sturmwind, Blitz und Donner die Seelen in den Himmel jagen.

Ein Dorfhirte, ein roher Mensch, hatte einen Zorn auf den Schullehrer geworfen, einen so großen, daß er ernstlich damit umging, denselben zu ermorden. Er ließ das auch verlauten, so daß die Dorfbewohner ein achtsames Auge auf ihn hatten.

Einstmals stand er lange zwischen Pfarr- und Schulhaus. Ein Anwohner, der ihn bemerkte, begab sich zum Pfarrer, und theilte ihm seine Befürchtung mit, daß der Hirte dem Schullehrer auflaure. Der Pfarrer rief ihn nun auf die freundlichste Weise zu sich herauf, nahm ihn bei der Hand und redete ganz vertraulich mit ihm von dem Gerüchte, das über ihn gehe. Der Hirte leugnete gar nicht, und meinte, das wäre ihm ja auch gar nicht zu verdenken, wenn er den Schulhalter umbringe, der ihn so grausam beleidigt habe. Jetzt redete ihm der Pfarrer auf's Beweglichste zu, von seinem ruch-

losen Vorhaben abzustehen, und zeigte ihm die entsetzlichen Folgen solch einer That für Zeit und Ewigkeit. Aber das war alles in den Wind geredet; der Hirte beharrte darauf, der Schulhalter müsse sterben, denn er habe es ihm zu arg gemacht. Der Pfarrer sprach fort und fort an das Herz und Gewissen des Menschen, und sein Eifer hielt sich lange in den Grenzen eines heiligen. Als aber der Hirte seinen Sinn durchaus nicht änderte, sondern hartnäckig dabei blieb, der Schulhalter habe an ihm das Leben verwirkt, gieng der heilige Eifer des Pfarrers zuletzt in fleischlichen über; er warf zornig sein Käppchen auf den Tisch und rief: Ihr seid ein eigensinniger Kopf, ihr lasset euch gar nicht zurecht weisen!

Ei, ei! sprach der Hirte höhnisch, der Herr Pfarrer kann auch so zornig werden? Das hätt' ich nicht gemeint! Und damit gieng er zur Thür hinaus, ohne ein Wort weiter vom Pfarrer anzuhören.

Sobald dieser kühl geworden war, erkannte er seinen Fehler und — demüthigte sich vor Gott und dem Menschen. Er gieng dem Hirten nach, und sprach zu ihm: Lieber Freund, ich kann vor Gott bezeugen, daß ich es nicht böse mit Euch gemeint habe; weil ich aber ein heftiges Wort gegen Euch gesprochen, so bitte ich: verzeiht mir die Beleidigung!

Der Hirte sah den Pfarrer verwundert an,

und reichte ihm die Hand. Dieses Wort hatte sein Herz gebrochen. Er sagte weiter nichts; aber auch seine Rachsucht und Mordlust gegen den Schulhalter war weg, und sein ganzes Wesen und Leben änderte sich. Es fiel Jedermann auf, daß dieser wilde wüste Mensch ganz ein andrer geworden, und Niemand wußte, wie das zugegangen wäre, auch der Pfarrer nicht. Aber es kam noch zu Tage.

Nach sechs Jahren fiel der Hirte in eine tödtliche Krankheit. Der Pfarrer besuchte ihn, und da sprach er zu diesem: „O Herr Pfarrer, ich sterbe selig und daran ist Niemand Schuld, als Er! Daß Er zu mir gekommen ist und hat mich gottlosen Sünder um Verzeihung gebeten, das ist mir durchs harte Herz gegangen. Da hab ich gedacht: es muß doch wahr sein, was der Pfarrer predigt, daß es einen Himmel und eine Hölle giebt; er muß es selber glauben, denn sonst wär er nicht zu mir gekommen und hätte mich um Verzeihung gebeten. Da hab ich auch nicht länger gesäumt, sondern für meine Seele gesorgt, daß ich jetzt in Fried und Freude sterben kann. Daran ist Niemand Schuld, als Er!"

Der Pfarrer überzeugte sich bei näherer Prüfung, daß dieser verdorbene Mensch sich wirklich gründlich bekehrt und ganz in der Stille, aber mit allem Ernst seine Seligkeit geschafft habe.

32.

Wie einem Seelsorger das Herz bricht.

Leopold Franz Friedrich Lehr, geb. 1709, stand als Diakon an der evangelisch lutherischen Kirche zu Köthen, nachdem er mehrere Jahre Hauslehrer der dortigen Prinzessinnen gewesen. Er war ein Mann von ausgezeichneten Gaben, insonderheit ein Dichter gar trefflicher geistlicher Lieder, z. E. des Liedes: Mein Heiland nimmt die Sünder an; und seine gediegenen, ansprechenden und eindringenden Vorträge, seine unermüdliche Berufsthätigkeit und seine ungemeine Freundlichkeit schafften ihm Eingang fast bei allen Herzen, so daß er sehr segensreich wirkte.

Dieser Knecht des Herrn empfieng A. 1742, nachdem er erst zwei Jahre als Diakon in Köthen gearbeitet hatte, einen Ruf, der ihn aus seiner bescheidenen Stellung auf einen viel bedeutenderen Posten führen wollte. Die gottselige Herrschaft zu N. berief ihn dorthin zum pastor primarius (Ersten Pfarrer) und Superintendenten (Dekan.) Allein unser Lehr, bei dem die Vortheile der Ehre und des Einkommens weniger galten, als bei den meisten Andern, schlug nicht gleich mit Freuden ein. Er wurde durch diese Vokation in einen schweren Kampf versetzt.

Seine Gemeine in Köthen hieng an ihm, und bat und flehte, er solle bei ihr bleiben; er sollte doch wenigstens so lange bei ihnen bleiben, als der Herr Jesus sein Lehramt geführt. Fürst und Fürstin vereinigten sich mit der Gemeine, und ließen ihm einmal sagen: sie legten es ihm aufs Gewissen, ob er so bald von seiner Gemeine eilen könnte, — ein andermal: daß sie ihn zwar nicht wider seine Ueberzeugung nöthigen wollten, daß ihnen aber sein Abschied recht empfindlich wehe thun würde.

Auf der andern Seiten war die Berufung nach N. in den beweglichsten Ausdrücken abgefaßt. Seine auswärtigen Freunde und selber hohe Personen wendeten sich mit den gewichtigsten Vorstellungen an ihn, sie anzunehmen. Die andern Geistlichen in N. begehrten ihn zu ihrem Vorstande und luden ihn aufs Dringendste zu sich ein. Einer derselben reiste nach Köthen, und bemühte sich Lehrs Bedenken mündlich zu überwinden.

Was sollte er thun?

Was soll ich thun? Mit dieser heißen Frage wandelte der fromme Diener Christi ins Feld hinaus. Hier traf er einen alten Hirten bei seinen Schaafen, welcher bitterlich weinte. Er fragte um die Ursache seiner Thränen; aber der alte Mann konnte kaum vor ihnen sprechen. Endlich sagte er: „Ich habe gehört, daß der Herr Diakonus

uns verlassen will. Nun bin ich so alt worden, und habe mich noch nicht bekehrt, aber Gott hat jetzo durch Ihn sein Werk in mir angefangen. Wenn Er doch nur so lange da bliebe, bis ich recht bekehrt wäre!"

Das entschied die ganze Sache. Von diesem Augenblick an war es dem Diakonus von K. unmöglich, Superintendent in N. zu werden.

Er blieb, wo er war, und bis an sein seliges Ende, welches freilich schon 2 Jahre später erfolgt ist. — Als er erkrankte, rief er einem Freunde bei dessen ersten Besuche den Anfang eines seiner Lieder entgegen: Ich eile meiner Heimath zu! Er starb bald darauf (1744), seines Alters im 35. Jahre.

33.

Wie eine Gesellschaft Grauen vor der heimlichen Kunst bekommt.

Der Glaube ist leider aus vielen Herzen entwichen; dagegen hat der Aberglaube vom Licht der sogenannten Aufklärung weniger gelitten. Man erstaunt bei einigem Aufmerken und Nach-

forschen, wie weit hin durch die niedern und durch die höhern Stände der letztere noch sein Wesen hat. Leute, welche ihren Abfall von den vornehmsten Glaubenssätzen der Schrift nicht verhehlen, treiben oder brauchen doch heimliche Kunst; ja — es ist sonderbar, aber es kommt vor — die großen Worte, welche sie nicht glauben und brauchen zur Seligkeit, dieselben können sie anwenden, um Schätze zu entdecken, Krankheiten zu heilen ꝛc. Betrübter aber ist's, daß auch solche, welche die großen göttlichen Lehren des Christenthums bekennen, nicht selten nebenbei dem Aberglauben huldigen, und daß sie dieß oft für gar keine Sünde erachten.

Ich hatte in meiner Gemeinde * eine aus ledigen Geschwistern bestehende Familie, welche ich zu den bessern zählen durfte; sie zeigte Liebe zu Gottes Wort und Gebet, und man konnte ein christliches Gespräch mit ihr führen. Diese Familie war heimgesucht; die ältere Schwester kränkelte beständig, wiewohl sie nicht ganz darnieder lag; ich gieng darum öfter in dieses Haus, um zu trösten.

Einst besuchte ich es wieder. Ich traf dießmal ausser den Geschwistern noch einige Bauernmädchen mit dem Spinnrade dort, welche durch ihren Besuch die trüben Stunden der Freundin zu erheitern suchten. Da ich mich nach dem Befinden

derselben erkundigte, klagte sie mir, daß es zwar nicht schlimmer, aber auch nicht besser gehe; auch der Arzt von * habe das rechte Mittel nicht getroffen; das ganze Glas Arzenei hätte weiter gar keine Wirkung gethan, jetzt wäre ihr jedoch, — fuhr sie ganz offenherzig fort — der Rabenhofbauer verrathen worden, der schon Vielen, bei denen die studirten Doctor nichts hätten zuwege bringen können, geholfen haben solle, und sie hätte es mit diesem probiren wollen. Ich erkundigte mich sofort nach den Mitteln, die er anwende, und da schienen nun die Geschwister in Verlegenheit zu gerathen, gleich als ob ihnen eine bisher für schuldlos angesehene Sache auf einmal nicht recht richtig vorkomme. Sie waren indeß leicht zur Mittheilung zu bewegen, daß der unstudierte Doctor Namen und Alter der Kranken aufgeschrieben, ihr dann ein Päckchen zum Anhängen gegeben und die Verordnung beigefügt habe, alle Tage dreimal das apostolische Glaubensbekenntniß zu beten.

Ich belehrte sie hierauf, daß sie sich allerdings mit dem eingelassen hätten, was in der Schrift als „Zauberei" verboten sei, und daß sie als ächte Christen das Sündliche erkennen, bereuen und von sich thun müßten. In Krankheiten etwas umzuhängen sei zwar nicht allemal Sünde; so gäbe es Wurzeln, welche, auch nur angehängt, eine natürliche Wirkung auf den Körper hätten; aber das Aufschreiben des Na-

mens und Alters, und das Hersagen des Glaubens, bezeichne die Sache als Aberglauben. Das apostolische Glaubensbekenntniß zu beten sei sehr löblich, wenn es zur innern Glaubensstärkung geschehe; aber zur körperlichen Heilung sei es nicht da. Dieses oder Sprüche der Schrift oder bloße heilige Worte zu dem letztern Zwecke gebrauchen, sei immer ein Mißbrauch des göttlichen Namens, den das zweite Gebot richte ꝛc.

Die Krankende und ihre Geschwister nahmen alles willig an, und widersetzten sich auch nicht, da ich meine Absicht zu erkennen gab, das auf meinen Wunsch sogleich hervorgezogene Päckchen zu öffnen und nach seinem Inhalte zu sehen. Ich nahm also eine Scheere und setzte mich so an den Tisch, daß mich alle im Auge hatten. Jetzt ruhten aber die Hände sämmtlicher Anwesenden, und mit gespanntem Blicke schauten sie auf mein kühnes Beginnen, ein paar der Dorfmädchen, schien's, mit klopfenden Herzen, als ob ich einen Frevel begienge. Es war aber jedenfalls ein Frevel am Reich der Finsterniß, und so darf, so soll man freveln. Das Päckchen war fast einer Kinderfaust groß, und der äußere Umzug bestand in grober grauer Leinwand. Unter demselben befanden sich noch vier bis fünf ähnliche Hüllen, alle stark vernäht, so daß ich fast eine Viertelstunde brauchte, bis ich sie nach einander abgelöst hatte. Endlich

fiel die letzte, und was zeigte sich? — — Eine halbe schwarze Kröte!!

Es war ein unheimlicher Anblick, dieses nach der Länge gespaltene wüste Thier, dieser halbe Krötenkopf und ein Krötenfuß! Wahrlich er erinnerte recht lebhaft an jenen

„Herrn der Ratten und der Mäuse,
Der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse,“

der „Mephistopheles“ und mit einem bekanntern Namen „Beelzebub“ heißt. Mir selber schlüpfte das Lachen zurück, das während meiner Arbeit sich an die Lippen hervorgedrängt hatte. Und doch dankte ich Gott in meinem Herzen gerade für diesen Inhalt des Päckchens, denn ich bemerkte mit Freuden, wie die Krankende erröthete und sich mit Grauen von dem häßlichen Thiere wegwendete, und wie die übrigen Anwesenden mit Abscheu auf diesen gespaltenen „Hütsch“ hinstarrten.

Ohne Mühe erhielt ich von den Geschwistern die Zusage, daß sie nicht mehr die Hilfe des Krötendoctors brauchen wollten; und gieng mit der Hoffnung weg, daß auch die übrige Gesellschaft in kommenden Nöthen keine rechte Lust zu derselben verspüren werde.

Ja, siehe, lieber Christ! welch ein Recept! Das apostolische Glaubensbekenntniß mit einer halben schwarzen Kröte! Und denke noch, unter welchen Formeln mag der Ra=

benhofbauer die Kröte gefangen, zerschnitten, eingenäht, unter welchen Formeln das andere Theil mit Namen und Alter der Kranken zur Mitternacht am Kreuzweg vergraben haben! Und mit solchen Sachen wolltest du dich einlassen?!

„Daß nicht unter dir funden (und gebraucht) werde ein Weissager, oder ein Tagewähler, oder der auf Vogelgeschrei achte, oder ein Zauberer, oder Beschwörer, oder Wahrsager, oder Zeichendeuter, oder der die Todten frage. Denn wer solches thut, der ist dem Herrn ein Gräuel!" 5. Mos. 18, 10—12.

34.

Der Aderlässer.

Jakob war ein fleißiger Handarbeiter; als aber in der Theurung das Brod immer kleiner wurde, konnte er den Bedarf für seine zahlreiche Familie nicht mehr erringen. Endlich war kein Brod und kein Geld mehr vorhanden, und da sich jeder in der harten Zeit beschränkte, fand der arme Mann eben jetzt auch gar keine Arbeit mehr. Die Frau seufzte, die Kinder wimmerten, und Ja-

kob saß in einer Ecke und weinte laut. Er sprach seine Nachbarn um ein kleines Darlehen an, aber vergeblich. Jetzt lief er ganz außer sich durch die Gassen, bis ihm ein anderer Handarbeiter entgegentrat, und ihn um die Ursache seines verstörten Wesens fragte. „Ich bin verloren“, sprach er zu ihm, „meine Frau und Kinder haben seit gestern Mittag keinen Bissen gegessen; sie müssen Hungers sterben!“ Der Genosse hatte Mitleid mit ihm, und gab ihm, was er gerade vermochte, — einen Groschen; „aber“, bemerkte er, „ich könnte dir wohl ein Mittel sagen, in kurzer Zeit einen ganzen Gulden zu verdienen. —“ „Ich will alles thun, rief Jakob, nur nicht stehlen!“ „Das braucht's nicht“, erwiderte jener; „sieh, da ist ein junger Bartscheerer vom Land beim Doctor, um das Aderlassen zu lernen; und sie haben keinen, der eben eine Aderlässe nöthig hat. —“ Jakob lief spornstreichs zum Doctor, riß schon unterwegs seine Jacke herab, streifte in der Tenne des Hauses seinen Hemdärmel hinauf, und hielt in der Stube drinnen statt alles Weitern den entblößten Arm hin. Er kam höchst erwünscht; der Doctor hatte seinem Schüler bereits alles von den Adern mit deutschen und lateinischen Namen beigebracht, und nun mußte derselbe gleich zur Praxis schreiten. Er schlug ein wenig zu links; dann ein wenig zu rechts. Der gute Jakob, welcher zum ersten Mal das Aderlassen

versuchte, hielt sich sehr standhaft; er schnappte nur jedesmal mit dem Munde, wenn es der Schnäpper that. Das dritte Mal giengs mitten auf die Ader, aber nicht ganz durch. Der Herr Doctor zeigte dem Schüler, wie in solchem Fall mit der Lanzette nachzuhelfen sei, und ein schöner Bogen rosenrothen Blutes sprang hervor. Nachdem man sich eine Zeitlang daran ergötzt hatte, ward die Ader zugebunden, und Jakob empfieng mit glänzenden Augen einen glänzenden Silbergulden.

Weil aber der Doctor einsah, daß sein junger Freund und Kollege die Meisterschaft in dieser chirurgischen Operation noch nicht erreicht habe, hielt er es für zweckmäßig, noch ein solches Exercitium mit ihm vorzunehmen; wenn nur gleich ein anderer Arm vorhanden wäre. — „Der ist da!" rief Jakob, und streckte seinen linken hin. Der Doctor war höchlich erfreut, und verfehlte nicht, dem Practikanten nochmals die genauste Anweisung zu geben, wie der Schnäpper aufgesetzt werden müsse. Dießmal gieng's auch vortrefflich gut; auf den ersten Schlag sprang der rothe Quell jauchzend in die Höhe. Glücklich war der Doctor, glücklicher der Bartscheerer, am glücklichsten Jakob, als er den zweiten blanken Gulden erhielt.

Nachdem er auch links verbunden war, begab er sich schleunigst hinweg in den nächsten Bäckerladen, kaufte Brod und trug es mit Freudeklopfen=

dem Herzen den armen Seinigen heim. Diese fielen gierig wie hungrige Raben und gottpreisend wie fröhliche Lerchen darüber her, und bemerkten erst nach einer Weile, daß der liebe Vater so blaß aussehe und daß an seinen Armen Blut herabrinne. Er mußte erzählen, was geschehen war, und da floßen denn viele Thränen der Wehmuth und Liebe. —

Jakob hatte etwas von seinem Blute geopfert für das leibliche Leben der Seinen; deß soll er gelobt sein. Aber, mein Leser! hat nicht Einer all sein Blut geopfert für das Leben unsrer Seelen, und da wir noch nicht seine Freunde waren? Weißt du davon? Gott gebe! Und du zweifelst dann auch nicht, daß wir darüber Thränen der Wehmuth, Lieb und Dankbarkeit aus dem innersten Herzen weinen sollten.

35.

Der Graf im Schurzfleck.

Hinter einem Badeorte gieng ein Wolkenbruch nieder, und die Fluthen tosten im engen Thale herab. „Der Wassertod! der Wassertod!“ tönte

Geschrei aus einem Häuslein, das dort am Bache stand, und seine Bewohner flohen den Berg hinan. Als sie sich umwendeten, verschwand ihre Wohnstätte vor ihren Augen, und als die Fluthen vorübergetost, war sie weggekehrt bis auf den Grund. Und alle Habe der armen Leute mit dahin!

Ein vornehmer Herr wandelte vom Bad herauf, mitleidig die Zerstörung betrachtend, welche der Wetterguß angerichtet. Er kam an die Stelle der vernichteten Hütte, auf der jetzt die bleichen Eltern und ihre zitternden weinenden Kinderlein standen. Er redete freundlich mit ihnen und tröstete sie.

Es war Johann Howard, Graf von Bedford. Er hatte in seiner Jugend gerne gezimmert und gemauert und sonst allerlei Handwerk getrieben. Seine Bedienten waren verständige, anstellige Bursche. Seine Pferde standen müßig. Seine Pferde führten Holz und Steine herbei; seine Bedienten brachten Handwerkszeuge; und nun bot sich ein seltenes Schauspiel dar.

Ein hoher Mann, voll Adel im Angesicht, mit feiner Krause, arbeitet im Schurzfleck und in Hemdärmeln, schwingt die Axt, rührt mit der Kelle den Mörtel. Tag für Tag, unverdroßen, baut er mit seinen Gesellen, und ein reinlich Häuslein erhebt sich.

Die Kurgäste wallten zahlreich nach der Stätte,

das seltene Schauspiel anzusehen. Johann Howard wußte, was Maurers Brauch ist; er hielt ihnen zierlich den Hut vor. „Mein Haus will auch möblirt sein", sagte er; und sie legten willige Opfer hinein.

Bald führte der frohe Baumeister die frohlockenden Armen in ein größeres und reicheres Haus.

36.

Wunderliche Rechenart.

[Nach einem amerikanischen Blatte.]

Ein Tagelöhner hatte von einem wohlhabenden Gutsbesitzer eine Kuh für 30 Thaler gekauft, wovon er die eine Hälfte baar erlegen, die andere durch Arbeit abverdienen sollte. Als dieser Taglöhner nun einmal in der Scheune seines Gläubigers beschäftigt war, und nicht wußte, daß jemand um ihn sei, fieng er auf folgende Weise an, mit sich selbst zu sprechen: „Nimm eins von zwei, dann bleibt drei; und zwei von zwei bleibt vier; und drei von zwei, bleibt fünf; und fünf von zwei, bleibt sieben. Ja, so ists, und ich fürchte, daß

meines Herrn Kuh nie bezahlt werden wird.“ Indessen befand sich der Gutsbesitzer in der Nähe, und hatte dieses Selbstgespräch belauscht; er trat jetzt in die Scheune und sagte zu dem Taglöhner: „Was hast du denn für eine wunderliche Art zu subtrahiren?“ Der Taglöhner erwiderte: „Lieber Herr, ich subtrahir wohl wunderlich, aber richtig!“ Der Gutsbesitzer sprach: „Wenn du mir das beweisen kannst, so will ich dir die ganze Kuh schenken.“ Alsbald hob der Taglöhner seinen Beweis an: „Seht, Herr, ich bin nun bald fünf Jahre verheirathet. Im ersten hatte meine Frau ein Kind; das ist eins von zwei, bleibt drei. Im zweiten Jahr hatte sie wieder eins; das ist zwei von zwei, bleibt vier. Im dritten Jahr hatte sie ein drittes; im vierten gar Zwillinge. Das ist nun fünf von zwei, und bleibt sieben. Also hab ich jetzt *sieben* zu ernähren, und ich fürchte, daß ich nie im Stande sein werde, Eure Kuh zu bezahlen.“ Der Tagelöhner seufzte. Der Gutsbesitzer kratzte sich einen Augenblick hinterm Ohr, lachte dann aber und sprach: „Veit, Veit, ich könnte mit dir einen Prozeß anfangen, ob du *subtrahirst* oder nicht vielmehr *addirst*. Weil ich aber heute einen frohen Tag habe und dem Herrn Christus in einem seiner Brüder etwas thun möchte, so will ich mich dir mit meinem Worte gefangen geben.“

Also zahlte er dem hochbeglückten Tagelöhner gleich für seine verrichtete Arbeit und übergab ihm den quittirten Schuldschein für die Kuh.

37.

Der Rock mit Einem Aermel.

Auch bei uns noch, wie weiland, haben die Röcke zween Aermel; es sollten aber ihrer viele nur einen haben, wie aus der folgenden uralten, nordischen Geschichte zu erkennen ist.

Harald Haardraade, König von Norwegen, hatte von der Ankunft eines Isländischen Kaufmanns, mit Namen Barder, in seinem Reiche gehört, als welcher in dem Rufe einer fast großen Freigebigkeit stund. Dieweil nun Haardraade sich zum Geiz neigete, wollt ers mit Barder versuchen, und erbat sich von ihm einen schönen Mantel zum Geschenke. Dieser Bitte ward er alsbald gewährt. Nachdem es ihm aber also gut gegangen, begehrete er bald darnach auch eine vergüldete Streitaxt. Barder überließ ihm dieselbe, mit Entbietung eines freundlichen Grußes. Weil

aber Haardraade zu denen gehörte, welche immer hungriger werden, jemehr sie essen, so verlangte er nicht lange hernach noch ein kostbares Kleid. Der Isländer ward nicht müde, ihm zu willfahren; schnitt jedennoch von dem Kleid, eh ers dem Könige schickte, einen Aermel weg. Als es Haardraade so beschnitten empfieng, verstund er auch gleich den Sinn des klugen Kaufmanns, und sagte — aber leider nicht mit Schaamröthe, sondern mit Lachen: „Barder schickt mir darum den Rock mit einem Aermel, weil er vermeinet, daß ich nur eine Hand habe, nämlich **die** zu nehmen, aber nicht die andere, **die** zu geben."

Lieber Leser! du hast wohl zwei Aermel an deinem Rocke, denn dein Schneider war jedenfalls so artig, alle beide anzunähen. Aber siehe zu, daß der eine nicht schlappt, weil der Arm zu helfen, die Hand zu geben fehlt. Wär das der Fall, so wollt ich dir doch bescheidentlich rathen, nicht über das zu lachen, was deines Leibes Bild fast sehr verunstaltet, auch nicht den Leuten weis zu machen, du habest deinen Arm in einer Schlacht fürs Vaterland verloren, sondern ein wenig roth zu werden und zu sorgen, daß der fehlende Arm bald nachwächst. Dieses kann geschehen, wenn du nur einmal über dem Schlappen des Aermels roth wirst, so gut wie bei den Krebsen, ehe sie roth werden.

38.

Schenkt man dir die Kuh, Lauf mit dem Strick herzu.

Ein spanisches Sprichwort. Ich weiß wenigstens nicht anders, denn ich hab's zum ersten Mal in dem berühmten Buche von den Abenteuern des edeln Ritters Don Quixotte in Hispania gelesen, und zwar kommt es aus dem sprichwortreichen Munde seines ehrenwerthen und klugen Knappen Sancho Pansa.

Das Sprichwort ist übrigens durchaus gut, und auch gar nicht spanisch zum Verständniß, sondern sehr leicht zu fassen.

Wenn dir Einer, der's aufzuwenden hat, was schenken will (du weißt ja doch, was schenken ist?), so rümpf nicht vornehm die Nase, als ob's ein Schimpf für dich wäre, es anzunehmen, denn da wärst du ein thörichter Stolzian; zier' dich aber auch nicht lang, eh' du's annimmst, versichere nicht mit schönen Redensarten, daß dich seine Güte rühre, daß du ihn aber unmöglich berauben könntest 2c., während es doch schon in allen deinen zehn Fingern krappelt; — sondern sei bereitwillig, sei freudig bereit zu empfangen. Nimm und danke. Nimm flugs und dank von Herzen.

Schenkt man dir die Kuh,
Lauf mit dem Strick herzu!

Lauf nur recht; vielleicht reut es den gütigen Mann wieder, wenn du nicht bald kommst, und deine langweiligen Beine, will sagen, langsamen Füße sind dann Schuld, daß er ein Liebeswerk weniger im Buche der Vergeltung hat.

Aber höre, lieber Mensch! wenn er sie dir nicht schenkt, die Kuh, oder was es sonst ist, dann lauf auch nicht, und geh nicht, und schleich nicht, sie zu holen; denn anders würdest du ihn ja in der That berauben oder bestehlen, und da möchte die Sache einen spanischen Ausgang nehmen. Ich sag dir, bleib in diesem Falle mit dem Strick daheim; denn wenn nicht, wenn du ihn um die Kuh wirfst und sie daran fortführst, so kannst du sie wohl bei der Nacht in deinen Stall bringen, — aber hinter dem Stallpfeiler wird Einer stehen, der wird den Strick der Kuh vom Hals nehmen und um den deinigen schlingen und dich daran erhenken.

Man henkt heutzutag den Dieb nicht mehr? Ich sag, man kann auf noch schlimmere Weise, als mit Hanfgarn erdrosselt werden.

39.

Der überführte Wirth.

Von dem glorreichen Könige (Kaiser) Rudolf, welcher von 1273 bis 91 das deutsche Reich regierte, ist wohl auch unterm Volke das nicht unbekannt, was Schiller im Gesang verherrlicht hat: wie er noch als Graf von Habsburg einstmals bei schlechtem Wetter einem Priester begegnete, der einen Kranken im nächsten Dorfe speisen wollte; wie er da von seinem Roße stieg und den Priester daraufsetzte, daß derselbe über den geschwollenen Bach kommen und sein tröstend Werk an dem Sterbenden verrichten konnte; und wie er nachher das Pferd, das einmal im heiligen Dienste gegangen, nicht mehr besteigen wollte zu Jagd und Krieg, sondern es der Kirche zu weiterem Gebrauche schenkte. Aber sehr unbekannt unterm Volke möchte folgende Geschichte von dem gottesfürchtigen, strenggerechten, dabei aber heitern und etwas schelmischen Könige sein, welche ich nach Christoph Lehmann, einem Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, den werthen Lesern erzählte.

Rudolf befand sich auf einem Reichstage zu Nürnberg, wo er daneben, nach uraltem löblichen Gebrauch der deutschen Könige, die Unterthanen selbst hörte und Recht sprach. Da kam ein rei-

sender Kaufmann vor ihn und klagte, daß er seinem Wirthe zu Nürnberg 200 Mark Silber in einem ledernen Beutel zur Verwahrung anvertraut habe, und daß derselbe nun, wo er sein Geld wieder erfordere, den Empfang in Abrede stelle. Er habe freilich keinen Zeugen, als Gott; aber vor diesem könne ers behaupten, daß seine Klage richtig sei. Der König erkannte dies auch aus dem ganzen Benehmen des Mannes, ließ ihn mit guter Hoffnung einstweilen abtreten, und dachte darüber nach, wie er den Wirth, einen angesehenen Bürger der Stadt, seiner Schuld überweisen wollte.

Nicht lange, so traten Gesandte der Stadt Nürnberg ein, unter denen auch der verklagte Wirth sich befand. Der kam dem König eben recht. Er hörte die Botschaft in aller Güte an, hielt aber mit dem Bescheide noch zurück, als wollt er seines Urtheils sichrer werden; fieng dafür ein freundlich Gespräch an, und sagte unter anderm zum Wirthe: „Ei, was hast du für einen hübschen Hut; ich geb dir meinen dafür!“ Der Wirth bewilligte den Tausch gar gerne. Der König hieß darauf die Gesandten verziehen, nahm andere Geschäfte vor, und ging gelegentlich zur Thür hinaus. Draußen befahl er einem anderen Bürger, eilends zur Frau des Wirthes zu gehen, und derselben von ihrem Manne zu sagen: sie sollte ihm den ledernen Sack, so und so beschaffen, senden, und zum Wahrzeichen,

daß er ihn begehre, schicke er ihr seinen Hut. Die Wirthin glaubte um des Hutes willen, und stellte dem Bürger den Sack zu. Der Bürger brachte ihn heimlich dem Könige.

Nunmehr fertigte Rudolf die Gesandten mit guter Antwort ab, behielt aber den Wirth zurück, und ließ alsbald den Kaufmann holen, und seine Klage wider jenen vorbringen. Der Wirth leugnete hartnäckig, schwur und vermaß sich hoch, daß der Kaufmann nichts zur Verwahrung bei ihm hinterlegt; es sei ein thörichter Mann, mit Phantasie behaftet rc. Der Kaufmann schalt seine Falschheit. Indem nun die Parteien ernstlich wider einander redeten, brachte der König auf einmal den Sack hervor, und legte ihn vor die Augen des Wirthes hin. Derselbe erschrack darüber, daß ihm Muth und Sprache entsanken.

Rudolf gab dem Kaufmanne das Seine, und strafte den Unredlichen um eine große Summe Geldes.

40.

Einfachheit der Lebensweise.

Noch eins will ich vom König oder Kaiser Rudolf berichten, für die, welche gern in Klei-

dern prangen, womit sie die böse Eitelkeit stärken, ihren Beutel aber oft so schwächen, daß er für die Bedürfnisse nicht mehr hat; darüber sie in Verlegenheit und Noth, manchmal sogar in Schimpf und Schande gerathen.

Kaiser Rudolf pflegte sich wie ein gemeiner Bürgersmann zu kleiden. In einem ganz gewöhnlichen grauen Rocke gieng der größte Fürst des Erdbodens einher.

Als Ottokar das Königreich Böhmen und das Herzogthum Mähren von ihm zu Lehen empfangen wollte, hat sich derselbe mit Gold, Edelsteinen und kostbarer Kleidung prächtig gezieret. Rudolfs Beamte ermahnten ihn, ein Gleiches und noch Mehres zu thun, wie es seinem kaiserlichen Stande sich gezieme. Rudolf aber gab ihnen zur Antwort: „Der König von Böheim hat oft meinen grauen Rock verspottet; jetzt ist die Zeit, daß der graue Rock seiner wieder spotten kann. Der Deutschen Lob besteht auf guter Rüstung und nicht in Kleidern."

Also setzte sich der Kaiser in dem Zelte, wo die Feierlichkeit geschehen sollte, in seinem gewöhnlichen Kleid auf eine schlechte Bank. Ottokar erschien vor ihm in seinem glänzenden Schmuck. Als derselbe nun dem Herkommen gemäß vor seinem Lehnsherrn auf die Kniee sich niederließ, wurde nach des Kaisers Anordnung schnell das Zelt von allen Seiten geöffnet, daß männiglich draußen den

Vorgang sehen konnte, — und alles Volk lachte, wie Der in Gold und köstlichem Zierrath vor dem schlechten grauen Rock auf den Knieen lag! —

Auch ein andrer großer Fürst, König Heinrich IV. von Frankreich, trug gewöhnlich einen grauen Rock ohne alle Ausschmückung. Und dieser sagte, daß er über diejenigen lache, welche ihre Mühlen und Wälder auf ihrem Rücken trügen.

Mit der Einfachheit in der Kleidung ist die Einfachheit in der Nahrung verwandt, und diese hat eben so gute, als die Schwelgerei schlimme Folgen.

Ein schwelgerischer Fürst befand sich oft in großer Geldnoth, und mußte den Juden schöne Worte geben dafür, daß sie ihn immermehr aussaugten. Dieser Fürst besuchte einmal einen seiner Beamten, und durchsah dessen neuerbautes stattliches Haus. Zuletzt sprach er: Es ist alles schön und gut, aber die Küche ist zu klein! Der Beamte erwiederte: Gnädigster Herr, durch meine kleine Küche ist dieß Haus so groß geworden!

Sprichw. 13, 11. Reichthum wird wenig, wo man's vergeudet; was man aber zusammenhält, das wird groß.

Die Sparsamkeit wird empfohlen und vor

Verschwendung gewarnt. Da führe ich noch zum Nachdenken und zur Beherzigung ein hübsches **Persisches Sprichwort** an:

Wer bei Tage Licht brennt, der muß des Nachts im Finstern sitzen.

41.

Das Ochsenkettlein.

Ein Bauer, den man „die gute Stunde“ heißt, hatte mit einem Juden einen Ochsenhandel. Die Ochsen gingen friedsam ihren Weg und gaben kein Aergerniß. Es handelte sich aber nachher noch um eine kleine Kette, die am Horn des einen gehangen, die der Käufer mitgekauft, der Verkäufer zurück haben wollte. Das Kettlein war, wenn's hoch kommt, vier Groschen werth.

Denke, darüber entspinnt sich nun ein Prozeß, welcher „der guten Stunde“ 800 Thlr., sage Achthundert Thaler, kostet! „Was thuts“ — sagt Einer mit Gellerts Fabeln — „wenn Haus und Hof verstritten sind, wenn er nur das Kettlein gewinnt?!“ Ja, das ist zudem noch ungewiß. Der Prozeß schwebt noch vor der dritten und letzten Instanz.

„Streiten lehrt uns die Natur“ — wahrhaftig! die Natur, von welcher Paulus einiges zu reden weiß Ephes. 2, 3. 1. Kor. 2, 14. Es ist nicht ein tiefes Rechtsgefühl, das den Menschen treibt fortzuprozessiren, es koste, was es wolle, auf daß nur zuletzt das heilige Recht siege und gekrönt werde; diesem wäre für zuletzt sein Sieg und seine Krone ohnehin aufgehoben. Es ist ein tiefer und hoher Trotz, der nicht nachgeben, ein gewaltiger Stolz, der nicht den Schein der Schwäche auf sich nehmen will, ein Stolz und Trotz der alten bösen Natur, der auch einen sonst gutmüthigen Menschen beherrschen und für das Wohl von Weib und Kindern und viel anders, was das Herz rühren mag, unempfindlich machen kann. —

O lieber Bruder! lerne doch ein klein Stücklein von dem Spruche Christi: „So jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel.“ Matth. 5, 40. Wenn ein Jude diesen Spruch in's Angesicht segnet, darf's nicht so sehr befremden; aber du nennst dich ja einen Christen. Lieber Bruder! lerne doch, was so leicht zu lernen ist, daß du mit diesem Spruch wie für dein Seelenheil, so auch wirklich für Rock und Mantel, Haus und Hof, Weib und Kind besser sorgst, als mit Prozeßführen.

Wenn ich absoluter König wäre, so ließe ich dem, der den Ochsenkettleinsprozeß gewinnt, das

Kettlein an's Ohr hängen, daran er's zeitlebens tragen müßte, — auf daß offenbar werde, was verborgen ist; denn ungesehen trägt er's schon, sammt seinem Gegner.

42.

Der Student und die Wirthin

oder:

Wer war verkehrter?

Ein sehr naher Freund erzählte mir folgende Geschichte aus seiner Jugend mit der Erlaubniß, sie andern mitzutheilen, und mit dem Befehl, dabei die Nutzanwendung nicht wegzulassen, die er selber auf meiner Stube machte. Ich lasse ihn überhaupt am besten in eigner Person reden.

„Als ich in A. studirte“ — erzählte mir also mein Freund — „erhielt ich Nachmittags 4 Uhr einen Brief vom Hause, daß ich wegen Conscriptionspflicht am andern Tage bei guter Zeit in der Vaterstadt erscheinen müsse. Von A. nach dieser Stadt B. sind aber 17 geschlagene Stunden. Indessen ich hatte keinen Gedanken von Podagra, und machte mich mit einer gewissen Kampfbegierde sogleich auf den Weg.

Es war die Zeit der kurzen Tage und dieser Spaziergang fast durchaus ein nächtlicher. Das altehrwürdige C. mit seiner Kaiserburg betrat ich dießmal nicht, sondern lenkte, von einzelnen Lichtern begrüßt, an der Mauer hinab nach dem süßen Heimathlande. Mein Sinn war aber zunächst auf eine schöne Papiermühle am Wege gerichtet, 5 St. von der Musenstadt, wo ich bei gar freundlichen, gastfreien Verwandten die erste Rast halten wollte. Ich gelangte nach 8 Uhr dahin und fand die Leutchen gesund und vergnügt um das Licht ihres Tisches beisammen. Die gute Base hatte schnell einen Spiegelkarpfen in Schmalz und Semmelmehl gebacken, der nicht minder gute Vetter schenkte aus der zinnernen Kanne klares Bier; die Abendtafel war dem späten Gast auf's Beste bereitet. Ich erinnere mich noch, wie wohlig der junge Mann dortsaß in der warmen Stube auf weichem Kanapee, unter hocherfreuten Gesichtern, im traulichen, strömenden Gespräche, als der Glanzpunct im Zimmer, als der vielgeliebte und geehrte Vetter Studiosus, dem man nicht genug Ehre, Liebes und Gutes erweisen konnte. — So schlug die eilfte Stunde gar zu bald. Jetzt brachte die besorgte Base noch einen heißen Trank, daß mich nicht unterwegs der Schlaf bewältigen und an die kalte Brust der Mutter Erde hinlegen möchte, die ihr Kindlein am Ende nicht mehr aus den gefror-

nen Liebesarmen hätte lassen mögen. Warm und wohl schritt ich denn hinaus in die kalte, etwas mondhelle Nacht. Der Weg zog sich von hier an durch viel Gehölz und einmal durch einen langen Wald. Alles war still und todt, und die Schatten der Bäume schwebten über dem noch schneelosen Pfad. Obwohl ein stämmiger, handfester Bursche ward ich doch von einer leisen Furcht angeweht, weniger vor Gespenstern als vor Buschmännern. Ich schöpfte zunächst einigen Muth aus dem Gedanken, daß ein behaarter Student, wie ich, ja selbst für einen Rinaldo gelten und einen schüchternen Wanderer weidlich erschrecken könnte; meinte dann aber doch, noch bessrer Muth fließe von dem schönen Jakobsstab am Himmel herab, wenn man ihn anblicke und des Stecken und Stabs gedenke, der uns in allen finstern Thälern und dunkeln Wäldern trösten will. Freilich hat der liebe traute Jakobsstab, welcher mich seitdem auf vielen nächtlichen Wanderungen herrlich ermuthigt und göttlich trotzig gemacht hat, dazumal noch nicht sehr stark in meine Seele geleuchtet. Nun, es attakirte mich auf jener Wanderung kein Geist und kein Fleisch, und ich schritt unangehalten und ohne anzuhalten durch die schlafenden Wälder, Felder, Städte und Dörfer, bis der Morgen aufdämmerte.

Die Herrlichkeit der Natur hatte sich von der öden Erde in die Höhe gezogen. Die tiefe Röthe

des östlichen Novemberhimmels wurde immer strahlender. Die Sonne war am Aufgehen. Da stand ich vor D., einem Dorfe noch 2 St. von der Vaterstadt. Mein Herz oder richtiger: mein Magen wallte dem großen Wirthshause entgegen; denn ich fühlte mich ungewöhnlich leer und innerlich kühl, weniger matt und müde.

In der Gaststube fand ich niemanden als die Frau Wirthin, wohl aber noch Spuren auf einem Tische, daß der Morgenimbiß bereits eingenommen sei. Da ich, in Wahrheit zu sagen, ein hausender Student war — eine nicht zu häufige Erscheinung —, so begnügte ich mich, im Hinblick auf die liberalen Teller und Schüsseln des nahen V.s, eine halbe Portion Kaffee nebst Brod zu bestellen. Die Frau Wirthin, welche sehr gedankenvoll zu sein schien, gieng ohne ein Wort zu sagen in die Küche. Ich saß unterdessen und ergötzte mich an dem sanften Wimmern meiner ausruhenden Schenkel und Füße und an der angenehmen Vorstellung, wie der treffliche, schwarzbraungoldgelbe Saft aus dem Kännlein fließe und durch Zuguß des fetten Dorfrahmes erst recht freudefarb und anlockend werde. Daß sich keine Kaffeemühle hören ließ, erklärte ich mir aus gemahlenem Vorrath, der das Erscheinen der ersehnten Labung nur beschleunigen könne. Allein ich täuschte mich, ich mußte lange warten. Endlich gieng die Küchenthüre wieder auf

und die Frau Wirthin trat wieder ein; doch — es lächelt noch kein beblümtes Porzellän in ihren Händen, und ihr Gesicht lächelt auch nicht. Ich fragte mit gedämpfter Stimme: „Wird das Frühstück bald fertig sein?" Sie that den verschloßnen Mund auf und entgegnete schnurrig: „Mit einer halben Portion fängt man nicht an!"

Ich war wie aus den Wolken gefallen, aus einem arabischen Kaffeehimmel auf sibirisches Erdreich. Eine hohe Röthe überflog mein Gesicht; meine Arme und Beine zuckten; ich war fast zornig. Doch behielt ich diejenige Besonnenheit, welche, heftige Aeußerungen vermeidend, sich in dem Gedanken setzt: Wart, dich will ich kriegen! die nun freilich oft nicht viel besser und oft noch schlechter ist, als der ausbrechende Zorn. Ich stand auf und sprach ernst und beleidigt: „Ei, Frau Wirthin, das hätte Sie mir gleich anfangs sagen sollen, so säß ich jetzt wohl schon vor der Kaffeeschale Ihrer viel freundlicheren Nachbarin in E. Uebrigens — so setzte ich mit Nachdruck hinzu — übrigens wird man sich in B. wundern, wenn ich dort von Ihrer Artigkeit und guter Bedienung rühme. Damit hatte ichs allerdings getroffen. Die Leute pflegen überhaupt gegen üble Nachrede nicht gleichgültig zu sein; zudem gehörte D. in's Gericht nach B. und seine Bewohner hatten viel daselbst zu schaffen; und wer wußte jetzt

auch, was für eine beachtenswerthe Person in dem Gekränkten stecke? Sehr verlegen sprach daher die Wirthin: „Ist man in B. bekannt?“ Ich: „O ja!“ Sie: „Ist man etwa in B. befreundt?“ Ich: „Es könnte wohl sein!“ Sie, immer verlegener: „Nun, wer ist denn der Herr eigentlich, wenn man fragen darf?“ Jetzt flogen die rechten Granaten auf das Herz der armen Wirthin los; ich erwiederte: „Wer ich bin? Schau Sie mich genauer an, Sie könnt' es vielleicht errathen! Bin ich nicht der Sohn eines Großen von B.? Sitzt nicht mein Bruder dort im Gericht? Sind nicht die Ehrlichsten und Besten dort alle meine Freunde? Und Sie schickt mich unerquickt weiter, nachdem ich die ganze Nacht gelaufen, und thut mir eine solche Schmach an, wiewohl ich ein Student bin, dazu noch ein geistlicher? Nun ich werde Ihrer gedenken, Frau Wirthin! Adieu!“ Damit hatte ich Kappe und Stock ergriffen, und gieng an der erschrockenen Frau vorüber nach der Thüre.

Nunmehr entwickelte sich aber eine wunderliche und höchstdrollige Scene. Wie ich einen Fuß jenseits, den andern noch diesseits der Schwelle hatte, erwischte mich die Frau hinten am Rock, indem sie rief: „Ums Himmelswillen, Herr N., verzeihens; ich hab Sie nicht gekannt!“ Ich: „Man soll gegen alle Reisende höflich und ordentlich sein!“ Die Frau hielt mich an den dichten Falten meines alt=

deutschen Rockes mit beiden Händen und zog zurück; ich strebte vorwärts. Sie: „Ach lieber Herr! bester Herr! gehens nur herein, Sie sollen gleich einen Kaffee haben, und ich back Ihnen Küchlein dazu!" Ich: „Dank für dießmal! Die Frau Wirthin in E. bäckt noch bessere. Adieu!" Aber sie hatte mich festgepackt und ließ nicht los; sie zog hinein, ich hinaus, daß für meinen obwohl derben Rock Unglück zu besorgen war. So zerrten wir unter der Thüre eine geraume Zeit hin und her. Ich konnte mich um so schwerer befreien, weil meine Kraft durch das heftige Lachen geschwächt war, in welches mich der seltsame Auftritt gebracht hatte. Sie hingegen rief in wahrer Herzensangst: „Ach guter, bester Herr N.! ich schäme mich zu todt, wenns fortlaufen! Thuns mir nur das nicht! Bleibens da!" Allein ich war unerbittlich, wand mich endlich los, und schritt wie im Triumph zum Haus und Ort hinaus. Im nahgelegenen E. begrüßte mich die sanfte, stille Wirthin gleich als Herrn Vetter, obschon ich die mir stets sehr werthe Verwandtschaft nie recht nachzuweisen vermochte, und bewirthete mich mit dem trefflichsten Kaffee und ihrem berühmten Spritzengebäck, ohne Bezahlung dafür anzunehmen. Und so sprang ich mit frischer Kraft und stolzem Muthe über den letzten Berg zu der vom Fluß umwundenen und von den Höhen

umkränzten, lieblichen Vaterstadt, die ich auf's Rechtzeitigste erreichte.

Hier hast du, lieber Freund! — das fügte mein Freund seiner Erzählung bei — eine meiner Jugendgeschichten. Laß dir aber sagen, wie ich jetzt, nach manchem Jahre, nachdem ich schon graue Haare unter den braunen trage, dieselbe anschaue.

Das Benehmen der Frau Wirthin in D. gegen den am rauhen Spätherbstmorgen einsprechenden Wanderer — es war ohne Widerrede nicht empfehlenswerth. Sie präsentirte jedenfalls, wenn keine halbe Kaffee, so doch eine volle Portion Unfreundlichkeit, wahrscheinlich mit einem Satz von Kommodität auf dem Boden. Darum werden ihr die Leser deines Büchleins, in das du die Geschichte aufnehmen willst und darfst, eine Lection gönnen. Ich wünsche aber, daß sie alle, vom Wirths- und andern Stande, an ihr das Unschöne der Ungefälligkeit recht erkennen und sich ermuntern möchten, an ihrem Theil und in ihrem Kreise gegen Jedermann, gegen Grafen, Studiosen und Köhlersleute hübsch manierlich, leutselig und dienstfertig zu sein, insonderheit gegen Wanderer, die vielleicht einen sehr kalten und leeren Magen haben. Ich wünsche auch, daß alle deine Leser, die über die Wendung der Sache lachen, es für ihren eignen Kopf wohl merken möchten, wie

die Hand von oben, welche es nicht verschmäht, auch über solchen kleinen Händeln zu walten, die Ungefälligkeit ganz unversehens beim struppigen Haarwuchs fassen und ein wenig schütteln kann.

Aber wenn auch der Student bis zu einer gewissen Grenze als frommes Werkzeug des himmlischen Züchtigers sich betrachten konnte, so war doch sein weiteres Verhalten so nichtsnützig als das der Wirthin. Es sagt Einer, der immer Recht hat: „Wenn dein Bruder (deine Schwester) an dir sündigt, so strafe ihn, und wenn er sich bessert, so vergieb ihm. Und wenn er siebenmal des Tages an dir sündigen würde, und siebenmal des Tages wiederkäme zu dir und spräche: Es reuet mich! so sollst du ihm vergeben! Luc. 17, 3. 4.

Hier war erst einmal gefehlt, und ein christliebend Gemüthe konnte noch immer etwas zur Milderung des Fehlers auffinden. Wer weiß, was der Frau gerade an diesem Morgen über die Leber gelaufen war, daß sie heute bockte und schnurrte, wie sie sonst nicht that. Und wie dem sei, es war Besserung erfolgt. Beruhte diese auch zunächst auf einem unreinen Grunde, auf der Furcht vor unangenehmen Folgen, so konnte ein christliebend Gemüthe daran denken, daß man zu Zeiten durch eine kräftige Hinweisung auf das Nachtheilige seines Benehmens auch an das Sündliche des-

8 *

selben erinnert und noch zur wahren Reue gebracht wird. Genug, die äußerliche Besserung war da; so war die innerliche Gott zu befehlen, und sich stracks und einfältiglich nach seinem Wort zu richten: „Wenn der Beleidiger spricht: Es reuet mich! so sollst du ihm vergeben.“

Traun, es war genug und übergenug geschehen bis unter die Thüre; da hätte der Student umkehren sollen. Jeder Zug am Rocke zurück rief: Herr, es reuet mich! Aber jeder Zug vorwärts: Frau, ich mag nicht vergeben! Und das unerbittliche Losreißen und Fortstolzieren, was hieß es anders als: Liebe Frau, vom rechten Christenthum weiß ich so wenig, als Ihr zuvor! Sage deinen Lesern, daß sie auch am Starrsinn und Uebermuth des jungen Studenten sich zu einem löblichen Gegentheil ermuntern möchten. Denn wahrlich, wie auch der Weltspiritus anders urtheile, es ist nichts Feineres, nichts Würdigeres, nichts Herrlicheres, weil nichts Christlicheres, als von ganzem Herzen dem Nächsten seine Fehler vergeben.

Sage also deinen werthen Lesern, wenn sie einmal solche Studenten unter der Thüre sein sollten, so sollten sie — wohl Acht haben, daß ihr Rock keinen Schaden leide, und sollten — die frischgebackenen Küchlein mit herzlicher Lust in den Kaffee tauchen; denn — sie hätten ihren

Bruder, ihre Schwester, gewonnen. (Matth. 18, 15.)

Es hat mir schon nicht allzulange nachher aufrichtig leidgethan, daß ich damals so menschlich trotzig, so ein nicht „geistlicher", sondern fleischlicher Student war und die wiederkommende Schwester nicht mit Versöhnung trösten mochte. Welch schöne Gelegenheit war auch in der stillen Stube gegeben, der alternden Frau Wirthin in das nun geöffnete Herz noch einige sanftmüthige Worte von der christlichen Leutseligkeit und Dienstfertigkeit zu sprechen, und sie allerdings namentlich darauf aufmerksam zu machen, daß man diese schönen Tugenden nicht blos dann zu bewähren habe, wenn man von der Unfreundlichkeit unangenehme Folgen befürchtet."

So weit mein Freund. Möge seine Rede nach beiden Seiten hin beherzigt werden!

43.

Schönes Wort des Dichters Tasso.

„Die Rache ist mein, ich will vergelten," spricht der Herr 5. Mos. 32, 35. Aber Viele greifen Gott

ins Handwerk. Warum? Die Rache ist süß. Trau nicht; nur die ersten Züge. Weiter unten im Becher ist eitel Bitterkeit, die der ewige Richter denen zu trinken giebt, welche freventlich in sein Amt greifen. Oder ist sie schön? Glaub's nicht; nur in der Meinung der Verkehrten. Dem Manne von gutem Geschmack kann das nicht gefallen, was jeder Kannibale übt und die edelsten Christen von jeher gemieden haben. Gott ist herrlich auch als Rächer, denn er sitzt auf dem Stuhl der Heiligkeit und Herrlichkeit; der Mensch, der Sünder, ist häßlich, wenn er dem Feinde Böses thut.

Aber schön ist die Sanftmuth, die Vergebung, die Feindesliebe, ja die Liebe, die dem Feinde alles leibliche Gute gönnt und seine Seele gerettet wünscht.

Der fromme Dichter Torquato Tasso, geb. 1544 gest. 1595, der hochberühmte Verfasser „des befreiten Jerusalems," wurde von einem Menschen viel geplagt, der ihm seinen Ruhm mißgönnte. Einst wurde er aufmerksam gemacht, daß jetzt eine günstige Gelegenheit vorhanden sei, sich an seinem Feinde zu rächen. Er aber sprach: „Es ist nicht das Vermögen, noch das Leben, noch die Ehre, die ich einem neidischen Menschen nehmen möchte, sondern **nur seinen bösen Willen.**"

O edles Wort!

44.

Die Winterbirne.

Ein sehr gescheidter Knabe stand mit einem nicht dummen im Herbst am Gartenspalier, und biß in eine grüne Birne. Pfui, wie hart und geschmacklos ist das Ding! rief er, und warf sie weg. Der Andere aber sammelte alle Birnen, und legte sie an einen guten Ort. Nach dem neuen Jahre, wo über dem weißen Lande jedes grüne Gewächs schon das Auge erquicket, brachte dieser nun einen Teller mit grünen Birnen. Er schälte eine und gab sie Jenem: „beiß zu, lieber Bruder!" Das war ein weicher, saftiger, köstlicher Biß. „Wo hast du denn die Dinger her? So eine Delikatesse hab' ich meiner Lebtage nicht geschmeckt!" Der Andere sprach: „Es sind die Birnen vom Spalier, die du im Herbste geschimpft und weggeworfen hast." Der Erste drauf: „Bruder, ich bin sehr gescheidt; du bist aber fast noch gescheidter!"

Die Menschen kommen uns oft bei der ersten Bekanntschaft etwas hart und ungeschmack vor; sind's vielleicht auch. Lieber! wirf sie darum nicht weg; warte ein paar Wintermonate, und ihr Umgang kann dir noch angenehm und erquicklich werden.

45.

Treue eines Dieners.

Zu dem Schönsten, was das Auge des Geistes am Menschen sehen mag, gehört die Treue, eine Liebe, die aushält bis in den Tod, eine Hingebung, die für ein theures Leben auch das Leben freudig einsetzt.

Der, welcher menschlicherseits den Grund zur künftigen Größe Preußens legte, der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, gewöhnlich nur der „große Kurfürst“ genannt, ward in der Schlacht, die seine Macht und seinen Ruhm vornehmlich erhöhete, durch die Treue eines Dieners am Leben erhalten.

Es war die Schlacht bei Fehrbellin, die er Anno 1675 gegen die mit Frankreich verbündeten Schweden kämpfte.

Er ritt in derselben einen stolzen Schimmel, welcher ihn den Feinden kenntlich machen mochte, denn sie richteten ihre Geschütze auf ihn. Der Stallmeister des Kurfürsten bemerkte es, und es wallte sein treues Herz. Und Anlaß nehmend von der Unruhe des edeln Thieres im Kampfgebrüll, sprach er zum Kurfürsten: Gnädigster Herr! besteigt mein Pferd und gebt mir das eurige; denn dieses ist für den Feldherrn zu scheu. Der Kurfürst, welcher

wirklich durch die Bewegungen seines Thieres in Beobachtung der Schlacht gehindert sein mochte, willigte ein.

Kaum war der Wechsel geschehen, so flog eine Kanonenkugel daher und tödtete den Schimmel und den, der ihn jetzt ritt. Friedrich Wilhelm aber konnte die heiße Schlacht zu dem glorreichsten Siege führen.

46.

Nicht kreuzscheu!

Als Lokhmann, der persische Weise, noch Sclave war, setzte ihm sein Herr einst in einer unfreundlichen Stunde eine bittre Melone vor. Lokhmann machte sich frisch daran, und zehrte sie ganz auf. Deß verwunderte sich sein Herr, und fragte ihn, wie er eine so schlechte Frucht habe essen können. Er antwortete: „Ich habe schon so viele Gutthaten von dir genossen, daß ich ja ganz wohl auch einmal eine bittre Frucht essen kann". Diese „großmüthige" Antwort rührte seinen Herrn so sehr, daß er ihm die Freiheit schenkte.

Höre, du Christ! wenn dir dein Herr und

Gott einmal solch eine bittre Melone vorsetzt, oder wie wir Christen lieber sagen, den Kreuzkelch einschenkt, so thu desgleichen. Sprich du auch: „Ach, mein lieber Vater im Himmel! ich habe schon so viele Gutthaten von dir empfangen, daß ich ja ganz wohl jetzt auch ein bitter Schlücklein nehmen darf". Und setz ihn an, den Kreuzkelch, ohne Scheu, und trink ihn tapfer aus. Weißt du doch noch dazu, daß dein Herr, der treue Gott, ihn nicht in einer unfreundlichen Stunde eingeschenkt, sondern allewege Gedanken des Friedens mit dir hat.

Es fällt mir gerade bei, daß Paul Gerhard in dem köstlichen Liede: Warum sollt' ich mich denn grämen ꝛc. — singt:

Gott hat mich bei guten Tagen
Oft ergötzt,
Sollt' ich jetzt
Nicht auch etwas tragen?

Siehe, der hat so gesprochen, und hat auch wirklich so gethan, und hat höchst wohl gethan. Solche „großmüthige" Seelen sind schon Gefreite des Herrn, und ihnen wird dort zur ewigen Freiheit verholfen.

47.

Wie Einer zufrieden wird.

Zufriedenheit mit seinem Schicksal ist ein Kräutlein, das allerdings nicht in eines Jeden Garten steht; man kann's aber finden, wenn man darnach ausgeht, und oft findet man's, ohne darnach auszugehen, und Hans hat's so im Schatten einer Hecke gefunden.

Hans war ein armer Kerl, und Niemand durfte ihm widersprechen, wenn er sagte: Ein armer Kerle bin ich! Denn er hatte keine Schuhe, und konnte sich gerade keine kaufen, weil sein Erspartes zum Doktor und Apotheker gewandert war. Gesund war er wieder, und klopfte wieder seine harten Stöcke auseinander, daß man sich verstaunte, und ließ sich's nicht verdrießen, wenn er alle fünf Minuten mit seiner aschgrauen Schürze den Schweiß von der Stirne wischen mußte; aber das wurmte ihn, daß er keine Schuhe hatte, sondern barfuß laufen mußte, ohne in den Orden der Barfüsser eingetreten zu sein.

Er war gerade unbeschäftigt, und barfußte zum Dorf hinaus. Es kam der Herr Amtmann an ihm vorbei in seiner grünlackirten Kutsche und rief ihm freundlich zu: Wie geht's, Hans? „Gut, Ihr Gnaden!“ erwiederte er, indem er sich an einem

Häuflein Straßensteine stieß, und in seinem Herzen sprach er: O weh! Kutschenfahren möcht' ich nicht, aber Schuhe! Es ritt der Müllermeister auf seinem fetten Braun an ihm vorüber, und redete ihn gütig an: Wie geht's, Hans? „Gut, Meister Müller!" antwortete er, indem er auf einen derben Dorn trat, und in seinem Herzen sagte er: O weh! Reiten möcht' ich nicht, aber Schuhe! Hans gieng sehr verstimmt weiter, und schaute in die Höhe und meinte, er wollte mit unserm Hergott schon noch ein ernstlich Wörtlein reden, daß er ihn gegen Andere so gar schlecht bedacht habe. Und in seinen unmuthigen Gedanken gieng er immer weiter, bis er zu einer Hecke kam; da sah er etwas in einem blauen Kittel liegen, daß er stehen blieb und es aufmerksam betrachtete. Es war ein junger Invalide, der hatte auch keine Schuhe, aber auch keine Beine, sondern ein paar Stelzen an der Stelle, wo dem Hans seine Füße saßen.

Da gieng Hans in sich, und schaute mit gefalteten Händen zum lieben Herrgott hinauf, als ob er ihm etwas abbitten wollte. Kehrte drauf um und barfußte ganz zufrieden heim, denn er sprach: „Es ist doch besser, keine Schuhe als keine Füße haben".

48.

Verschiedener guter Rath.

Wenn dir's so recht ledern um's Herz ist, so erdenhaft, daß du meinst, dein Sinn könne keine drei Klaftern in die Höhe, so sieh zum Fenster hinaus. Siehst du etwa einen Vogel, der in's Himmelsblau hineinfliegt, so kann das unter gewissen Umständen dein Herze lösen, daß es sich wieder bewegt und wallt, und deine Gedanken mit hinauf in's Himmelsblau und in den rechten Himmel fliegen.

* *

Wenn Einer eine Rübe wegwirft, weil Unrath dran hängt, so ist das eine Sünde. Wenn ein Andrer in sie und den Koth hineinbeißt, so ist das eine Thorheit. Das will der liebe Gott nicht, daß du mit der Rübe den Dreck issest. Freund, wasche sie rein und iß dann, und Gott segne dir's!

* *

Setz den Fall, der Schneidermeister Merkurii bringe dir deine alte Weste, die er auszubessern hatte, und eine mäßige Rechnung von 2 fl., und versichere auf deine bescheidene Frage, ob sich der Meister nicht verrechnet, „auf Seligkeit", daß er die Arbeit nicht billiger liefern könne, — angenommen ferner, du habest zufällig ein paar Gulden-

stücke in die Nische deines Ofens gelegt und die Magd habe eingeheizt, daß sie hübsch warm geworden, — da nimm denn unbemerkt das geforderte Geld und leg es dem Schneider stillschweigend in die Hand. Es könnte sein, daß er es doch mit seiner Seligkeit genauer nähme, — dir einen Gulden zurückgäbe und den andern schnell in die Tasche steckte.

Manche Menschen sind nämlich der Art, daß das Sinnlichfühlbare eher ihr Gewissen berührt, als das geistige Wort.

49.

Lokhmann Sade.

[Eine Sage mit Nutzanwendung.]

Die Perser sagen von ihrem Lokhmann, dem Weisen und Arzte, er habe, als er in hohem Alter sein nahendes Ende fühlte, seinem Sohne Sade drei Gläser voll köstlichen Wassers gegeben mit Bericht, daß durch dasselbe ein verstorbener Leib wieder lebendig gemacht werden könnte. Wenn man nämlich mit dem ersten Wasser den Todten begöße, sollte derselbe wieder Athem holen und sich regen, bei dem

andern sich aufrichten, und bei dem dritten sein Leben völlig wieder bekommen und aufstehen. Der Sohn wollte das Kunststück bei seinem alten verstorbenen Vater nicht probiren, weil er ihm seine Grabesruhe gönnen mochte, und hob das Wasser für Jemand andern auf. Als er einstmals selbst krank wurde, befahl er seinem Diener, mit ihm, wenn er würde gestorben sein, den Wunderprozeß vorzunehmen. Da er denn nun wirklich ausgeathmet, wollte der Diener des Herrn Befehle nachkommen, brachte den Körper in eine Badestube, und goß nach vorgeschriebener Weise zwei Gläser über ihn, worauf der Todte begann sich zu regen und aufzurichten. Als der Diener aber mit dem dritten Glase säumig war, rief der Halblebendige: bris! bris! d. h. geuß! geuß! über welchen geschwinden und unvermutheten Zuruf jener erschrack, daß er das Glas aus der Hand fallen und zerbrechen ließ. Mußte also Lokhmann Sade sich wieder niederlegen und begraben lassen. Die Perser behaupten, daß man die Stimme: bris! bris! bei jener Badestube noch heutiges Tages höre.

Diese sonderbare Geschichte, oder vielmehr Sage, bietet uns ein weites Feld zu Betrachtungen, und wir wollen es etwas ausbeuten.

Zuerst könnten wir uns darüber verwundern, daß die Leute so gar gern leben. Zwar das dürfte uns nie befremden, daß sie überhaupt gern

leben, denn es ist ein Lebensdrang und Trieb, ein Sehnen nach Sein und Bestehen im Tiefsten des Herzens gewurzelt, — aber das, daß sie so gern in dieser Welt leben, die doch das Gefilde der Eitelkeit und des Todes, das Land der Mühen und Thränen ist; daß sie gern von vorne anfiengen, wenn der trübe Faden schon einmal abgerollt ist, daß sie gern zurückkehrten, wenn sie schon in des Todes Armen liegen, um ihn also noch einmal zu schmecken, und wenn der stillgestandene Odem noch einmal zu gehen anhebt, noch ihr Bris! bris! seufzen. Zwar bei Lokhmann Sade dürften wir uns auch hierüber nicht zu sehr verwundern, denn er war noch kein Christ, wohl aber bei denen, welchen das Evangelium so eine sichere und selige Aussicht jenseits der Gräber öffnet. Aber ach, meine werthen Leser! wenn manche liebe Christen, die mit dem Geld nicht sparen müssen, sich Lokhmanns Gläser anschaffen könnten, was würden sie sich kosten lassen! Und wie frühzeitig würden sie sich nach einem geschickten Kammerdiener umsehen und ihm zum voraus eine namhafte lebenslängliche Leibrente versichern, wenn er bei der Auferweckung keine dummen Streiche macht. Wie erklärt sich das?

Bemerkenswerth ist dann auch dieß, daß der Diener über den Reden seines Herrn erschrickt. Dieser hatte ihm haargenau vorhergesagt, was die drei Gläser nacheinander für Wirkung thun

würden, nur begreiflicherweise nicht, daß er nach dem zweiten schon reden werde; daß er's könne, ließ sich von selber annehmen, da der Oberleib jetzt schon belebt war. Der Diener aber, dem ohne Zweifel die Procedur fest im Gedanken stand, hatte keinen möglichen Zwischenfall auf seiner Karte, war darum auf das frühe Reden nicht gefaßt, und so erschrickt der Tölpel über dem Natürlichsten und Friedlichsten, und zerbricht das Glas. Also sollen wir, meine Leser! wenn wir etwas Wichtiges vornehmen und erwarten, auf Zwischenfälle gefaßt sein; denn sonst können uns die harmlosesten, die unsere Bestrebungen und Wünsche durchaus nicht beeinträchtigen, oft fördern wollen, in Bestürzung und Verwirrung bringen, daß wir mit ungeschickten Händen das Ganze verderben.

Wollen wir aber jetzt zu Vergleichungen übergehen, wenn sie schon, wie es bei solchen der Fall zu sein pflegt, ein wenig hinken sollten.

Ganz zunächst sehen wir an unserm Lokhmann, wie es so häufig, daß ich nicht sage: gewöhnlich, mit der menschlichen Hoffnung geht. Sie wacht auf und rührt sich, wenn der Ostwind sein Balsamfläschlein öffnet; ein neuer kräftiger Guß, und sie richtet sich auf; aber bevor sie noch zum völligen Leben gedeihen kann, muß etwas Ungeschicktes oder — Geschicktes kommen und ihr das Spiel verderben. Wir bedauern sie, geben ihr aber den

Rath, sich eben ohne Verdruß mit dem guten Sade wieder niederzulegen, sofern nur gesorgt ist, daß sie schlummere auf einen Tag, wo sie zum gewissen und unvergänglichen Leben aufersteht.

Doch sei Du, lieber Nachbar, nicht schuld, daß sie nicht schon zur zeitlichen Verwirklichung kommt, wenn du's in Händen hast, ihr aufzuhelfen. Zum Exempel: es ist Einer wie gestorben vor Verlegenheit und Kummer, und meint, daß er von Allem und Jedem verlassen sei. Du aber trittst zu ihm und fragst freundlich nach seiner Betrübniß. Jetzt fängt der Mensch wieder an, Athem zu gewinnen und sich zu regen. Darauf sagst du ihm, daß Einer im Himmel sei, der noch keinen Bedrängten verlassen, daß er mancherlei Mittel und Wege habe, zu helfen, mancherlei Werkzeuge u. s. f. Siehe, da richtet sich der Leidende auf. Nun aber machst du eine Pause. Er ruft sehnlich: bris! bris! fahr fort zu trösten, sei du das Werkzeug der göttlichen Liebe ꝛc.! Da erschrickt deine Hand, die für ihn sich mühen, dein Geldbeutel, den du für ihn leeren sollst, und das dritte Glas des Trostes zerbricht. Und der Kummermann sinkt in den Tod seiner Betrübniß zurück. Lieber Leser, horche! Nicht nur bei der persischen Badestube, aller Orten kannst du die Stimme: geuß! geuß! hören; besonders auch von drüben rüber, etwas aus der Ferne!

Ich erlaube mir nämlich, jetzt eine schöne geistliche Vergleichung zu machen, oder: eine solche vor den Augen der Leser sich selber machen zu lassen; denn was ist deutlicher, als daß wir vom leiblichen Wiederaufleben aufs geistliche hinübergewiesen werden? Nun ist keine Frage, daß die Heidenwelt im Schatten des Todes liegt; so ist auch wohlbekannt, daß ihr in unsrer Zeit durch das preiswürdige Missionswerk an vielen Orten zum Leben verholfen wird. Es ist aber nicht selten, daß an einem Orte durch die erste Sendung des Evangeliums einiges Leben erregt wird; durch Fortsetzung des Werkes, durch ein zweites Schiff mit Boten und Bibeln, wird dieses gefördert, daß die Todten sich aufrichten; es könnte zum völligen Leben, zum lieblichen Blühen einer Kirche Christi in der Wüste des Götzenthums kommen, wenn — mit der Missionsthätigkeit gehörig fortgefahren würde. Aber wir, die wir das Lebenswasser in Händen haben, ohne unser Verdienst und Würdigkeit, die wir uns beeilen sollten, es auszugießen nach Gottes gnädigem und seligem Willen, wir sind säumig, lassen ab in Fürbitte und Gabe, senden keine Prediger nach, wenn die frühern ausgedient haben 2c., wir sorgen für die junge Pflanze zu wenig, daß sie wieder verwelkt. O wie wehmüthig ruft so manche hoffnungsvolle Missionsstation, so mancher schöne Lebensanfang in der Heidenwelt: Geuß!

geuß! du alte hochgesegnete Christenheit, sonst muß ich wieder sterben!

Es giebt allerdings in der alten Christenheit selbst auch genug zu gießen, und da bietet sich uns noch ein Vergleich dar, der — versteht sich — die werthen Pfarrherrn zumeist angeht. Wenn Ihr den Ersten Artikel treibt, und treibt ihn recht, legt ihnen den großen Schöpfer und Versorger, dazu den großen König Himmels und der Erde mit seinem ernsten Regimente kräftig an's Herz, da mag sich's etwas regen; aber aufrichten können sie sich noch nicht. Dazu ist der Zweite Artikel erforderlich. Wenn Ihr ihnen das Wort von der Erlösung, das Evangelium im engern Sinne verkündigt, treu und warm, das erquickt die müden Seelen, das tröstet so süß die bekümmerten Herzen; ich bezeuge allen, von diesem köstlichen Nardenwasser richten sie sich auf. Damit es jedoch zum gänzlichen Aufstehen und Wandeln gedeihe, ist auch der Dritte Artikel von der Heiligung ernstlich nöthig. Aber nachdem man, Gottlob! an den mehresten Orten sich wieder in den zweiten hineingefunden hat, sind die Evangelisten nun zum Theil mit dem dritten säumig. Und wenn Eure Leute sich aufgerichtet haben, und anfangen zu reden in der neuen Lebenskraft, und mehr, mehr Lebensgeist von euch begehren, ist's nicht, als ob Ihr erschräcket und dächtet, sie werden lebendiger, als Ihr? O das

sei ferne! Sehet zu, daß Ihr das dritte Gläslein nicht fallen lasset.

Um aber noch an alle werthe Leser mich zu richten, mache ich schließlich auf einen Umstand aufmerksam, der eigentlich ein Hauptumstand in der Sage ist, daß nämlich dem lieben Lokhmann in seinem Halbleben, in seinem Hangen zwischen Tod und Leben, etwas unheimlich und bang gewesen zu sein scheint, weil er nicht warten kann, und so hastig sein: bris! bris! ruft. Fürwahr, liebe Seelen! so ein Schweben zwischen Tod und Leben das ist ein bänglicher Zustand, und sind doch sehr Viele darin. Laßt uns doch nicht so hangen und schweben, sondern uns ganz dem Leben einverleiben, da es uns möglich ist, ich meine Dem, der das Leben ist. Joh. 14, 6.

50.

Herr Wigoleis vom Rade.

[Ein schön Maase (Geschichte) von König Artus Hof.]

Zum Schluß bring ich dir, mein werther Leser, ein Mährchen. Es ist ein Auszug aus einem alten hochberühmten Gedichte unsrer Nation. Zur Entschuldigung führe ich vor der Erzählung an, daß du daran sehen kannst, was für Vorstellungen unsere lieben alten Deutschen gehabt, oder doch, womit sie sich gern unterhalten haben, wenn sie gleich selbst nicht alles glaubten. Solche „Maasen" mit ihren Wunderlichkeiten sind wohl nicht mehr ganz nach dem Geschmacke unsrer Zeit, und es wird nicht mehr so sehr wie sonst, in Erfüllung gehen, was der Dichter der folgenden sagt:

„Wenn ihr werdt drinnen leyen (lesen)
Wird sich eur Herz erfreuen";

wenn man sie aber mit unsern Romanen und Novellen vergleicht, welche sind edler und frommlicher? — Doch nun zum Mährchen.

Einstmals zu den lichten Pfingstenzeiten hielt König Artus Hof auf einem großen weiten Plan. Es waren um ihn her die zwölf Ritter der runden Tafel, die Stärksten von Allen, und

die neun Könige, welche alljährlich mußten kommen und ihm ihre Unterthänigkeit beweisen, dazu viel Edle, Herren und Frauen.

Da kam eine fremde Jungfrau hergeritten auf schneeweißem Pferde, drang zu dem König Artus, und bat mit viel Flehen und Weinen um Hilfe für ihre Herrin, eine bedrängte Königinn. Sie erzählte eine traurige Geschichte und sprach: „Meine Königinn und der König, ihr Gemahl, herrschten weit von hier über ein großes und glückseliges Königreich; und ihnen war ein Töchterlein geboren, die wuchs heran, daß kein Maler in der Welt ihres Gleichen malen könnte; die schöne Lorl ist sie genannt; sie ist an Haut und Haar wie die Sonne lauter und klar; dazu ist sie weise und tugendhaft und von hochadeligen Sitten. Die sah ein Riese, Lucifer genannt, der Sohn einer furchtbaren Zauberinn, und wollt sie freien, das schön zart Jungfräulein. Aber der Vater wollte sie eher ertränken, als in solch eine teuflische Verbindung geben. Als nun die Boten solchen Bescheid dem Riesen brachten, gerieth seine Mutter, die alte Teufelinn, in einen großen und grimmigen Zorn; und sie verfluchte den König und sein ganzes Land. Durch ihre Zauberei ist nun mein lieber Herr, der König, von seinen Liebsten getrennt und lebendig todt, und sein ganzes Land brennt wie ein Ofen, Städte und Schlösser, Hab und Gut, und alle

seine Leute, edle und unedle, stehen in schauerlicher Lohe. Ein einig Schloß ist übrig blieben, denn dieses ist wider Zauberei geschirmt; da wohnt meine Königinn innen und ihr Töchterlein. Von dannen sendet sie mich her zu Euch, hochgeborner Herr König Artus, denn Euer und Eurer Ritter Ruhm geht durch die ganze Welt, wie Ihr kühn und stark seid und gern zu aller Zeit für die bedrängte Unschuld streitet; und sie läßt Euch bitten bei Eurer hohen Ehr und Adelschaft, daß Ihr wollet einen Helden schicken, der den starken Riesen bestehen könnte. Denn mit dieser Zauberei ists also beschaffen, daß sie so lange dauert, als der Riese sein Leben behält; sobald er erschlagen wird, ist mein Herr mit Land und Leuten vom Banne frei."

Der König Artus sprach: „Das ist eine seltsame Mähr!" und that doch in seinem Herzen das Unglück der Leute schmerzlich beklagen; darum sprach er wieder: „Liebs Jungfräulein, setzt euch bei uns nieder, und eßt und trinkt mit uns; meine Hilf soll euch nicht versagt sein, so es möglich ist von Gott". Aber die Jungfrau wollt so lang auf ihrem Roße sein, keinen Wein trinken und kein Fleisch essen, bis sich ein Mann zum Werk gefunden.

Da sahe König Artus seine Ritter an im Kreis. Aber die Männer sprachen, einer wie der andere, sie wollten nicht mit Teufeln streiten, denn das sei unmöglich; hätten sie einem ganzen Königreich so

gethan, wie könnte vor ihnen ein einziger Mann bestehen?

Als die Jungfrau nichts ausrichtete mit Bitten und Klagen, sprach sie: „Wohlan denn nun, so muß ich wo anders Hilf suchen. Es ist sicher gelogen, was man durch die weite Welt von König Artus sagt. Pfui dich an, König, und alle deine Racken (Helden)!“ Und damit ritt sie von dannen.

Es war aber Einer von den Rittern der Tafelrunde, der war noch ein Knabe nach seinem Alter, denn er zählte erst 16 Jahre, der hieß Wigoleis, mit dem Zunamen „vom Rade“, denn er hatte an seinem Helm ein Rad in goldnem Bilde. Der war still geseßen und hatte an sein Herz gegriffen, denn es stach und schmerzte ihn darin die Noth und Pein des fremden Königs und seines armen Königreichs. Auch verdroß es den jungen Ritter sehr, daß die Ehre von König Artus Hof nicht sollte bewahret bleiben. Nicht lange da stand Wigoleis auf und nahm Urlaub vom König und seinem Vater Gabein; denn er wollte der Jungfrau nachreiten. Der König aber und sein Vater wollten ihn nicht ziehen lassen in solch gefährlichen Streit. Er schrie aber: „Ich will für die armen Leute mit Riesen und Lindwürmern streiten und mit der ganzen Hölle! Ich bitt, wollt mich nicht halten, und laßts Gott walten“. Da sie nun seinen edeln und kühnen Muth sahen, willigten sie drein; doch schickte

sich sein Vater an, ihn zu begleiten. Allein er gab's nicht zu, sondern sprach:

„Mein Gleitsmann ist der allmächtig Gott,
Der wird mir helfen aus aller Noth!“

Da ließ man ihm abermal seinen Willen. Er verabschiedete sich von den Rittern und Frauen allen; und sie gesegneten ihn mit viel Händedrücken und Schluchzen, und wünschten ihm, daß Gott sein junges Leben behüten möchte. Als man ihm sein Pferd brachte, sprang er ohne Stegreif in den Sattel, und saß gleich als ein marmelsteinern Bild. Er war einer der allerschönsten Knaben, die je die Sonne überschien. Er war eine Blume der Ritterschaft. Als er sein Roß zwischen die Sporen nahm, gieng es in vollen Sprüngen, daß die goldenen Schellen daran klangen. Und wie sie ihm nachschauten, gab er inniglichen Schein von sich, als ob er ein Engel wäre.

Als er die Jungfrau auf dem schneeweißen Pferde ereilt hatte, fand er aber schlechten Dank. Sie sah ihn über eine Achsel an und sagte spöttisch: „Ei, da hat mir König Artus ein schönes Kind nachgesandt!“ Er sprach gar höflich und herzlich: „Zartes Jungfräulein, laßt mich euern Geleitsmann sein! Ich bin zwar noch jung, das ist wahr; doch hoffe ich meine Statt wohl zu vertreten. Ich will eure Freunde aus ihrer Noth erlösen, und sollt ich drum den Tod leiden“. Sie aber schnaubte ihn an,

daß ihm weh zu Muthe ward; und sie hätt' ihn gar nicht lassen an ihrer Seite reiten, wenns ihr nicht ein Zwerglein gerathen, das hinter ihr auf dem Pferde saß. Doch redete sie mit ihm kein Wort; bis daß sie die erstaunlichen Heldenthaten sah, die er bei Gelegenheit am Weg verrichtete; da bat sie ihn demüthiglich um Verzeihung ihres bösen Wesens, und sagte, sie hab's zu seinem Besten gethan, daß er umkehre und sein jung Leben schone. Ihrer Huld war er von Herzen froh.

Nachdem sie viele Tage und Wochen in großer Eil gezogen, und unter keinem Dache eingekehrt waren, kamen sie auf die Höhe eines Berges; da fieng die Jungfrau an zu schreien und zu weinen. Und es war auch erbarmungswürdig. Denn man sahe tausend Städte und Dörfer alle gar in Einer Flamme stehen. Es war ein besonderes, düsterliches und recht teuflisches Feuer mit Kochen und Dämpfen, Flackern und Züngeln, daß einem der Graus anwandelte. Rechts aber gab etwas lieblichen Schein; das war das Schloß, wo die Königin und ihr Töchterlein mit etlich wenigen Dienern und Maiden lebten. Das Schloß hieß der Wachsenstein; die Dächer waren eitel klares Gold, und die Knöpfe drauf waren Karfunkel, die auch bei der Nacht leuchteten.

Als die Jungfrau mit dem Ritter auf die Burg kam, wurden sie von denen drin gar freu-

denvoll empfangen; denn sie lange eines Helfers geharret mit großen Schmerzen und hochbetrübtem Herzen. Da aber die Königin seine zarte Jugend wahrnahm, wich ihre Freude der Wehemuth, und sie bat ihn freundlich, daß er sollte von solch schwerem Unternehmen abstehen und im Frieden wieder heimziehen. Erst als die Jungfrau Zeugniß gab von seiner großen Kraft und Mannheit, mochte sie eine Hoffnung gewinnen. In dem Zimmer, wo er sich mit der Königin und ihrem Töchterlein befand, glänzte alles von Gold und Edelstein, über alles aber glänzte der Prinzessin holdselige Schönheit.

Wigoleis fragte die Königin, wo denn der Riese wäre, und wie er zu ihm gelangen könnte; sie vermochte ihm aber keinen Bericht zu geben, als daß alle Mittag ein Hirsch an die Burg käme, und wieder wegliefe; dem sollt er nachjagen, da würd' er wohl mehr erfahren.

Am andern Tag, da die Sonne hoch stieg, setzte sich der Ritter zu Roß und harrete. Zur Mittagsstund erschien der Hirsch, der allergrößten und schönsten einer; man sah ihm die Thränen über seine Wangen rinnen; er that mit seinem Horn drei harte Stöße an das Thor, daß die Burg davon erschallte, dann lief er fort über Stock und Stein. Wigoleis rannte ihm nach; aber der Hirsch wollte es nicht leiden, wandte sich um drei oder viermal, und stieß mit seinem Horn nach ihm. Allein der edle Ritter

nahm seinen Speer fest in die Hand, und jagte den Hirsch vor sich her. Derselbe lief weit, weit, bis auf eine einsame Wiese; Wigoleis ritt ihm immer nach. Unversehens waren sie an einem schönen großen Quellbronnen; darein sprang der Hirsch und verschwand.

Da hielt Wigoleis gar traurig am Bronnen, denn so er auch hineinsprang, mußte er verderben. Aber urplötzlich sah er aus dem Bronnen einen Mann steigen, der war groß und herrlich; sein Bart hieng ihm über die Brust herab. Der grüßte den Jüngling gar schön und sprach: „Sei mir Gott willkommen, du junger Edelmann! Was suchst du hier?“ Wigoleis sprach: „Du lieber alter Vater, bist du doch geheuer?“ Der Alte sprach: „Vor Jahren bin ichs gewesen; nun bin ich leider verflucht. Ich bin der Hirsch, dem du hast nachgejagt, und bin der König über das verbrannte Königreich. Nun weiß ich wohl, was du dir vorgenommen hast in deinem frommen Herzen, auch daß du ein tapferer Held bist, denn ich hab dich etlichemal versucht, und keine Zagheit an dir funden. Aber du wirst es schwerlich ausrichten, denn die Gefahren sind zu groß und viel.“ Wigoleis erwiderte: „Gnädiger, lieber Herr, ich kann euer Unglück nicht länger dulden! Ich muß Euch helfen, Ihr elender Mann! mag ich drum genesen oder

sterben. Sagt mir nur, wie ich die Sache anfangen und wo ich den Riesen suchen soll." Da lobte ihn der König und sprach: „Du edler Degen! Gott soll dein ewig pflegen!" Darnach wies er ihn an, welchen Weg er müßte einschlagen, und gab ihm Unterricht von den Gefahren, die er zu bestehen hätte, und gab ihm manchen guten Rath dazu. Insonderheit warnte er ihn, sich mit niemand einzulassen, wenn er durch das brennende Land zöge; denn sonst könnt er leichtlich verbrennen. Er sollt mit Allen unverworren bleiben, und nur frischlich seine Straße reiten, so könnten sie ihm nichts thun. Zuletzt sprach der Alte: „Gott geb dir Glück und Heil, du kühner Mann! Gelingt es dir, uns zu erlösen, so sollst du meine Tochter zum Weibe han, so du ihrer begehrst; dazu mein Königreich theil ich mit dir. Fahr wohl, herzlieber Sohn!" Er streckte seine Arme nach Wigoleis aus, um ihn zu küssen; da — sank er in den Quellbronnen zurück, denn seine Stunde, wo er täglich Mensch sein durfte, war vorüber.

In derselbigen Nacht schlief unser guter Ritter nicht; er lag in tiefen und schweren Gedanken über die seltsamen Dinge, die ihm der alte König gesagt, und ward ihm bange, ob er doch den Handel würde hinausführen können. Indessen kamen ihm die Schmerzen und große Qual des ganzen Landes

in den Sinn, und auch die schöne Lorl, die Liebste sein; und als der Tag anbrach, sprang er von seinem Lager und rief: „Es muß gewagt sein!“

Der auserwählte Held säumte nicht lange, und ritt mitten in das brändige Land hinein, denn da hindurch gieng sein Weg. Da war es aber ein wunderlichs und ungeheures Wesen. Er sah die Leute alle brennen. Sie rannten dabei als Unsinnige umher; schrieen, sangen, tanzten, sprangen; ein Theil thät fressen und saufen, ein andrer schlagen und raufen. Dann lachten wieder alle und herzten sich, als ob sie lauter Lieb und Lust wären. Man konnte aber leicht merken, daß es nur Tollheit war, und daß sie dabei die größte Pein litten.

Sie winkten auch unserem Ritter und riefen ihn an: „Komm her, junger Held! sei lustig mit uns!“ Aber er kehrte sich nicht daran, und ritt still vor sich hin, wie ihm geboten war.

Indem sprengte Einer wohlgeharnischt mit Schild und Speer gegen ihn an und rief: „Junger Ritter, du mußt mit mir eine Lanze brechen!“ Das war eine böse Versuchung; denn Wigoleis dachte an seinen Aeltervater (Großvater), der ihn einstmals vermahnet, er solle seiner Tage Keinem ein Stechen versagen. Darum hielt er an, und sprach: „Herr Ritter, es soll euch gewähret sein!“

Sie rannten gar kräftiglich auf einander, aber

— alsbald er den Ritter mit seinem Speer berührte, fieng derselbe lichterloh zu brennen an, daß er ihn mußte aufs Land werfen, er wäre sonst selbst verbrannt. Da besann er sich erst, was ihm der alte Herr beim Bronnen gesagt, und schämte sich, daß ers jämmerlich versehen. Er ritt zur Burg zurück, sich einen andern Speer zu holen. Er nahm den des Königs; der war noch besser als der Seinige.

Drauf ritt er wieder ins brändige Land hinein, und weil er dießmal ganz fromm seines Weges zog, kam er glücklich hindurch.

Dahinter lag ein großes Holz, fünfzig Meilen lang und vierzig breit. Da war dem Ritter wohl, daß er wieder grüne Bäume sah und roch den lieblichen Geruch des Waldes.

Er ritt darinnen bis an den dritten Tag, als er eine große Wehklage vernahm, und wie er darnach forschte, siehe, so lag eine vornehme Frau jammernd und heulend auf der Erde. Wigoleis sprang gleich vom Pferde, hob sie sänftlich auf, und bat mit freundlichen Worten: Sie sollt ihm ihre Noth sagen, und ihre Schmerzen klagen, ob es ihm vergönnt wäre, ihr Trost und Hilfe zu schaffen. Die edle Frau sprach: „Ach, mir kann niemand helfen! Ein furchtbarer Lindwurm hat meinen Gemahl und einigen Sohn geraubt, da wir der Jagdlust pflogen. Vor einer kurzen Zeit

war ich eine reiche Königin, nun bin ich arm, daß sich Gott erbarmen möge!“ Sie weinte so sehr, daß ihr schier das Herz zerbrach. Er sagte: „Gnädige Frau! wartet an diesem Orte; ich reit nach dem bösen Thiere; vielleicht, daß Euer Sohn und Gemahl noch das Leben davon bringen.“

Er rannte der Spur des Lindwurms nach, und bald gewahrte er das gräuliche ungeheure Thier; er sah aber mit Freuden, daß die Männer beide noch ihr Leben hatten. Den Alten trug der Wurm im Rachen, den Jungen in einem Ringel seines Schwanzes. Er wollte sie in einen hohlen Berg tragen; da sollten sie seiner Kinder Speise sein. Wigoleis rannte vors Loch, ehe denn er hineinkriechen konnte, und gab ihm mit seinem Speer viel tapfere Stiche. Es war aber des Lindwurms Haut eitel Horn, daß kein Stich ihm schaden konnte. Doch mochte er seine Kraft nicht gebrauchen, damit er den Ritter gar leicht zermalmet hätte; denn er wollte seinen Raub nicht fahren lassen. Wenn ihn ein Stich verdroß, ließ er den König aus seinem Munde fallen und schoß einen Strahl Feuer auf seinen Feind; dann fieng er den alten Mann wieder behend, daß er ihm nicht entrinnen konnte. Wigoleis löschte sich von des Drachen Feuer wohlgemuth; aber sein Herz brannte ihm vor Zorn und Jammer, daß er den ehrwürdigen Herrn so oft zu Boden schmiß und wieder in seinen

Rachen fieng. Weil nun alle Stiche nichts verrichteten, sprach Wigoleis: „Wart, ich will dirs anders kochen!" Er warf die Lanze auf die Erde, sprang von seinem Pferd, faßte sein gutes scharfes Schwert mit beiden Händen; er lief mit großem Zorn den Lindwurm an, und schmetterte sein Schwert auf ihn, daß es durchs Horn und mitten hindurch gieng. Da that der Wurm einen großen Schrei, daß es weit über Berg und Thal erscholl; er ließ vor Schmerzen den König und den Prinzen fallen, und fiel selber auseinander in zwei Stücke. Wie aber der hintere Theil vor Wehtag den Schwanz von sich streckte und wieder krümmete, erwischte er den Ritter, und drückte ihn so hart, daß es ihm schier das Leben gekostet. Und wie der Schwanz im letzten Todesweh sich abermal streckte, schlenkerte er den Ritter wohl an die hundert Klafter weg, daß er lange lag und nicht wußte, ob's Nacht oder Tag wäre.

Nun sollt ich euch erzählen von der großen Freud und Betrübniß der Frau Königin, da sie ihren Sohn und Mann lebendig wieder fand, als ob sie todt wären; und wie sie das Blut wegwischte, das ihnen aus Mund und Nase geschossen, und sie mit gut Kräutig und Würz erquickte, bis daß sie wieder zu sich selber kamen. Desgleichen sollt ich euch erzählen von viel tausend Dank, den der edle Held empfieng, als er wieder seine Sinnen

hatte, und wie hohe Ehren sie ihm boten auf der königlichen Burg, wo sie sich nach dem Schrecken und Drangsal miteinander ergötzten. Aber das sei kurz abgethan. Sie wollten ihn nicht mehr von sich lassen; aber Wigoleis durfte nicht der Ruh und Kurzweil pflegen; denn er gedachte an das fromme Werk, das er sich vorgenommen, und zog weg in fröhlichem Muth, sobald er wieder ganz beisammen war.

Nunmehr war das seine erste That, daß er vor das Loch des Lindwurms ritt, kroch hinein und that die Jungen ab bei der Milch, zehen oder mehr, daß die Welt Friede hab vor diesen Ungeheuern.

Darnach ritt er tief in den Wald hinein, und die Kreuz und Quer herum, bis an den sechsten Tag. Daß er kein Abentheuer ersah, war seinem Herzen groß Ungemach.

Am selbigen Tag aber kam er im Holz zu einem mächtigen Feuer, daherum saßen vierhundert ungeheuerliche Frauen; die waren alle schwarz wie die Mohren und recht scheußlich. Es waren aber Mägde der alten Zauberin, des gottlosen Riesen Mutter. Wie sie den Ritter ersahen, fuhren sie auf mit Geschreie; eine jede schöpfte einen Topf mit Bränden und glühenden Kohlen; die schütteten sie ihm über Schild und Harnisch, daß es ihn hitzte. Der edle Degen sprach zu ihnen: „Es ist meine Art nicht, mit zarten Frauen zu fechten; aber ihr

richtet mir Kummer zu mit eurem Werfen! Wollt ihr euer Werfen nicht lassen, so muß ich mich wehren!" Allein sie kehrten sich nicht daran, warfen alle gar auf ihn, und sprachen: „Wir haben wohl vernommen, daß du gekommen bist, unsern Herrn zu erschlagen; wart, wir wollen dich salzen!" Da zuckte er sein Schwert aus der Scheide; und welche er traf, die lag gestreckt vor ihm da. Die andern entrannen mit wildem Geheul.

Wigoleis aber harrete nur, bis ihm wieder kühl war worden, und zog auch fürbaß dahin, wohin er die mehrsten der Weiber hatte laufen sehen. Bald darnach kam er an einen breiten tiefen Strom und an eine Brücke, und daran erkannte er, daß er nahe an der Burg des Riesen wäre. Aber die Brücke war mit teuflischer Kunst verwahret; denn es standen auf derselben zwei große Räder gegen einander mit scharfen Scheermessern; die giengen allzeit herum, wenn sie nicht durch Zauberspruch gehemmt wurden, und schnitten jeden entzwei, der hinüber wollte. Da er sich anders nicht zu rathen wußte, gab er seinem Pferde die Sporren, der unverzagte Held, mitten in das höllische Getrieb hinein, ob ers zerbrechen möchte. Aber sein treues Thier gehorchte ihm nicht, blies die Nüstern hoch und ward so toll, daß er sein nicht mehr Herr werden konnte; es rannte mit ihm in den Wald zurück.

Mittlerweil hatten etliche der Weiber des Riesen Mutter gefunden, und ihr die Mähr vom fremden Ritter verkündigt. Die große Teufelin knirscht mit den Zähnen und sprach: „Es soll ihm kein Frommen bringen, daß er zu uns hergekommen ist!“ Sie eilte mächtig; sie lief so sehr, daß sie in der Eil viel Bäume zerstieß und zerbrach; es prasselte erschrecklich, wie sie so herlief. Als sie an den Ritter kam, rief sie mit ungeheurem Schall: „Sag an, du junger Bösewicht, hältst du mich für gar nichts? Wie darfst du so freylich in mein Land reiten, um mein herzliebes Kind zu morden? Erschlägst mir dazu meine Mägde? Wie kann ich das ertragen?“ Sie streckte die Hand nach ihm aus, an der die Nägel so groß wie Spaten waren. Hier erschrack Wigoleis zum ersten Mal in seinem Leben, also, daß er nicht vermochte, ein Wort zu reden; denn das Weib war gar zu schrecklich und so ungeheuer groß, daß er kaum ihren Kopf sehen konnte.

Sie nahm ihn bei seinem Haupt, schwang ihn unter ihre Achsel hinauf, und trug ihn fort. Wigoleis ermannte sich ritterlich, und stieß das Weib mit dem Griffe seines Schwertes; da drückte sie ihn so sehr zu sich, daß er sich nicht mehr rühren konnte. Sie trug ihn aber zu einem starken Baum, schlitzte denselben auseinander, und steckte ihn in den Spalt hinein. Darnach nahm sie sein eigen

gut Schwert, und sprach: „Nun, tapfrer Herr Ritter, sollt ihr ausgeritten und ausgestritten haben.“ Sie wollte ihm sein Haupt abschlagen.

Aber eben als sie das Schwert aufhob, den Streich zu thun, geschah es, daß Wigoleis Pferd im Laub des Waldes rauschte. Das hörte sie alsbald und ward ihr angst und bange, daß es der Lindwurm sein möchte. Da ließ sie das Schwert aus der Hand fallen und sprang gleich als unsinnig davon; denn sie fürchtete sich vor Niemand auf der Welt, als vor dem Lindwurm. Sie rannte gerade durch den Wald ohne Weg und Steg, und zertrümmerte alle Bäume, an die sie stieß; und die zwei Räder zerstieß sie auch, da sie in der Hast über die Brücke lief.

Wigoleis aber saß zwei Tage und drei Nächte in dem Baum gefangen, und es vexirte ihn nicht wenig, daß er weder Hand noch Fuß rühren konnte. Doch durch Gottes Wunderwerk und seine große Stärke geschah es zuletzt, daß er den Baum aufsparrte; da war er frei und froh, und sprach: „Nun will ich mich doch unterwinden, den Riesen zu suchen, und sollt mich auch seine abscheuliche Mutter wieder erwischen, so will ich dießmal nicht verzagen.“ Er ritt getrost dem Strome zu, bis ihm die kreisenden Scheermesser einfielen; die kosteten ihm ein tiefes Seufzen.

Aber sein Roß sprang dießmal fröhlich auf die Brücke hinein, dieweil die Räder zerbrochen lagen; da pries der Ritter seinen guten Stern.

Jenseits der Brücke führte der Weg über einen Berg. Da lag ein Schloß vor ihm, wie er so groß noch keins gesehen; drum dachte er: dem Gebäu kann ichs erkennen, daß darinnen kein menschlicher Mann wohnte; und dankte Gott.

Am Thor der Burg hütete ein Knecht des Riesen, der war auch nicht klein, und führte eine lange stählerne Stange. Der spottete sein: „Ei, du hoffärtig Knäblein, was hast du dir vorgenommen? Der allerstärkste Ritter in der Welt erdreistet sich nicht, meinen Herrn in seiner Burg zu suchen; und du armes Kind, das lieber noch Brei essen sollte, willst dich mit ihm schlagen? Wenn ich mich nicht vor mir selbst schämete, so nähme ich dich zwischen zwei Finger und zerrübelte dich wie einen Floh. Drum flugs lauf mir aus den Augen zu deiner Mam.“ Ritter Wigoleis that die schmähliche Rede zorn und forderte den Spötter zum Kampfe. Der hob seine stählerne Stange gar hoch auf, aber Wigoleis sprang hurtig darunter hinein, und schlug ihm mit seinem Schwert eine tiefe Wunde, daß er ein Schaff Blut vergoß und zu Boden stürzte. Jetzt begann der Riese zu klagen, der edle Ritter sollt ihn leben lassen; dafür wollt er ihm eigen sein und all seine Tage treulich dienen. Wi=

goleis bot ihm gütig die Hand, daß er es hineingelobe; und diese Großmuth ward ihm vergolten.

Drinnen in der Burg war Niemand, der ihn empfing; er spatzirte im Haus hin und her und kam in einen großen Saal, der war auch leer. Da hub er an zu sich zu sagen: Wenn ich ungefochten wieder fortgehen soll, so ist mir meiner Tage kein ärger Leid geschehen. Er hatte das Wort noch nicht recht ausgeredet, so steckte ein teuflisch Weib den Kopf zur Thür herein, und wie sie den Gast ersah, kehrte sie um, und kreischte durch die Burg: „Herbei! herbei! Der Vogel hat sich gefangen, der uns im Holz mit seinem Schnabel zerhackt!“ Jetzt kamen die häßlichen Frauen gelaufen ohne Zahl, hüpften und tanzten um den Ritter herum, und grinseten ihn an mit ihren teuflischen Gesichtern; etliche stellten sich auf die Bank, daß sie noch größer und gräulicher wurden. Ritter Wigoleis ward die Zeit lang, bis daß des Riesen Mutter hereinfuhr. Ihr schwarzes Gesicht war rothe Gluth; sie schrie: „Was, du frevler Bube? Hast mich nicht erkannt im Holz? Willst meinen Sohn in seinem Haus erwürgen? Wart, ich will dir deinen Lohn drum geben! Jetzt muß es dein letztes Ende sein!!“ — Sie hob ihn auf mit Einer Hand und schlug ihn wieder die Wand, einen so harten Schlag, daß ihm Hören und Sehen schier ganz vergieng. Sie nahm seinen eignen Speer

und stieß ihn in die Achsel, daß er entzweibrach und ein Stück in der Achsel stecken blieb. Der Speer that dem edeln Herrn sehr wehe; aber es schickte sich ihm noch zu großem Glück.

Denn gerade wie nun das entsetzliche Weib ihm wollt den Garaus machen, sprangen etliche ihrer Mägde eilfertig herein, und riefen gar lustig: „Frau! Frau! wir bringen Euch gute Mähr; nun haben wir keine Noth mehr im Walde; der böse Lindwurm ist todt und mitten entzwei gehauen!“

Da verstand die Zauberin gar bald, daß ihn kein andrer erlegt hatte, denn Wigoleis, der edle Herr. Und sie verwunderte sich über des Ritters unvergleichliche Mannheit und Tugend. Auch war sie von Herzen froh, daß er ihr hab gute Ruhe verschafft vor dem bösen Wurme. Also ließ sie ab von ihrem Grimm, und schenkte ihm sein Leben, daß er sein wohlgemuth edel unverzagt Herz und große Kraft noch förder genießen könnte. Nur sollte das noch seine Strafe sein: er mußt ihr schwören mit einem Eid, daß er sich wollte von Niemand den Speer aus der Achsel ziehen lassen, als von seiner liebsten Braut. Darauf führte sie ihn mit allen Ehren zur Burg hinaus, und draußen wünschte sie ihm noch eine glückliche Heimreise.

Aber Wigoleis hätte lieber all sein Blut im Saal gelassen, als so unverrichteter Sache zurückzukehren. Sein Herz wollt ihm vor Gram zergehn,

daß er nicht hatte dem Sohn der Zauberinn ankommen und nicht die armen Leute aus ihrer Pein erlösen können. Der überwundene Thorwärtel, sein Knecht, wartete draußen auf ihn, und fragte ihn, wie es gangen wäre; dem antwortete er nicht ein Wort. Dem Knecht wars leid, daß er seinen Herrn so gar traurig sah; er meinte aber, es wär der Schmerz in seiner hart gewundten Achsel. Aber es war nicht die Achsel, und seines Herzens Kummer sollte sich noch in Wonne und Triumph verkehren.

Denn als die Zwei eine Strecke stumm und traurig mit einander hingezogen waren, kam hinter ihnen ein Sturmwind her, nämlich ein furchtbarer Riese, mit einem stählernen Kolben auf der Achsel; der war der Zauberinn Sohn. Der hatte von viel Speis und Trank einen tiefen Schlaf gethan, als Wigoleis in der Burg gewesen. Da er aber aufwachte und ihm verrathen ward, wie sich Einer unterstanden, sein Schloß zu betreten, und mit ihm zu fechten; so wollt er den grausamen Schimpf rächen, und eilte dem Ritter nach; doch heimlich hinter seiner Mutter; denn sie hätte ihn nicht ziehen lassen, denn sie hütete ihn wie einen Augapfel.

Als er nun den Ritter erronnen, rief er mit Hohnlachen: „Hab ich dich, du Zwergel? Was, du willst mit mir fechten? Ei, wehr dich; jetzt gilt es deinen Balg!“ Damit hob er seinen Kolben auf, der war ungefüg groß und schwer, und führte

nach Wigoleis einen solchen ungeheuern Schlag, daß er ihn wie eine Nuß zerquetscht oder sammt seinem Harnisch in den Boden hinein geschlagen hätte, sollt er ihn getroffen haben. Aber Wigoleis wich ihm aus dem Streich, daß der Kolben allein in die Erde gieng; und er gieng so tief hinein, daß ihn der Riese nicht gleich wieder herausziehen konnte. Da rief der edle Held Gott im Himmelreich an, faßte sein Schwert mit beiden Händen und sprang auf den starken Riesen los. Indem dieser aber hoch war, wie ein Thurm, traf er ihm das Bein; und er hieb ihm das Bein mitten durch, daß er umfiel wie ein Mehlsack. Dann traf er ihn in die Seite, daß sein schwarzes Blut wegfloß wie ein Bach. Zum dritten schlug er ihm das Haupt ab.

Und fern im verzauberten Lande sprang der Hirsch in den Quellbronnen, und der König stieg heraus hell und hehr, und wurde kein Hirsch mehr sein Lebenlang. Und alle Flamme und alle Gluth erlosch in seinem ganzen Königreich. Und die Leute drin erwachten wie aus einem wüsten Traum, und ihre Tollheit war vergangen, und waren wieder vernünftig. Und das geschah alles in demselben Nu, als der Riese seine ungeschlachte Seele ausblies. Vom Fenster des Wachsensteins sah die Königinn herab mit ihrem Töchterlein, und sahen des Landes wunderbare Verwandlung, und ihren königlichen Gemahl und Vater herrlich in die Burg einziehen,

und seine frohen Unterthanen hinter ihm her. Und alle waren erlöst von dem harten Bann und von dem schweren Kummer, dankten vorerst dem allmächtigen Gott, weinten vor Freuden und waren glückselig, und riefen: „Heil dem jungen kühnen Helden, denn er hat obgesiegt!“

Wigoleis aber kam wohlerhalten zu ihnen zurück. Denn der gefangene Thorwärtel, sein getreuer Knecht, führte ihn eilends verborgene Wege, daß sie der Macht der alten Hexe entrannen, ehe sie ihres Sohnes Tod erfuhr. Mit was für Ehren und Freuden er empfangen ward, wird sich jeder denken können. Die schöne Lorl schloß ihn in ihre Arme, und sprach: „Ei, meines Herzens Lust!“ Sie zog ihm mit zarter Hand den Splitter aus der Achsel, und pflegte seine Wunde; da war sie bald geheilt.

Da wurde eine große Hochzeit gemacht, und man lebte und webte in lauter Fröhlichkeit. König Artus war dabei, der Großmächtige, sammt allen seinen Helden, und lobten des Ritters Tapferkeit. Sein Vater und Mutter waren auch dabei, die sich eines solchen Sohns erquickten. Und auch sein Aeltervater von der Mutter her war dabei, der, welcher zu ihm gesagt, er sollt nie keinem ein Stechen versagen.

Er herrschte aber mit seinem Schwieger manches Jahr. Und als derselbige starb, war er allein

König im Lande; und als sein Vater starb, erbte er dessen Königreich auch; und als sein Aeltervater starb, kriegte er dessen Königreich dazu.

So hat er drei Königreich allein,
Und blieb sitzen zum Wachsenstein,
Focht und stritt all sein Tag nach Ehr
Und war ein großer mächtiger Herr.

Das Mährchen ist aus. Nun will ich noch etwas zur Rechtfertigung der Aufnahme beifügen.

Gewiß, mein lieber Leser! es findet sich viel Edles darin. Ein schöner Zug an dem alten, aber doch schon christlichen Ritterthume, wie es uns in Wigoleis vor Augen tritt, ist der brennende Eifer, den Leidenden zu Hilfe zu kommen. Ein rechter Ritter wendet seine Tapferkeit zu Gottes Ehre für „die bedrängte Unschuld" an; für diese streitet er, wo sich Gelegenheit giebt, und läßt gern sein Leben für sie. Dann waltet bei dem heldenkräftigen Wesen und manchem Derben doch eine große Zartheit, die dem Gemüthe überaus wohlthut, eine große Zartheit und Reinheit vornehmlich im Verhältniß zum weiblichen Geschlechte. Bei solch einem Gedichte kann man oft lachen; aber man braucht nie zu erröthen. Auch läßt sich eine höchstlöbliche Demuth wahrnehmen. Alle Macht wird Gott gegeben,

alles Gelingen bei ihm gesucht. Der Mensch ist nichts für sich selbst; der gewaltigste Arm kann nichts ohne seine Hilfe. Unser Heldengedicht fängt so an:

„Man lobet billig
Die edle König,
Fürsten und Herren,
Wie thun ihre Herrschaft vermehren;
Doch ist es alls ein Wicht (ein lautres Nichts)
Ohn Gotts Hilf können sies vollbringen nicht."

Ueber die durch und durch volksmäßige, kindlich einfache und dabei so lebendige, gestaltenvolle Sprache und Darstellungsweise ließe sich auch noch etwas sagen. Doch übergehe ich, und zeige unter den hübschen Bildern nur noch auf das treffliche Bild vom Weltleben hin, welches der Verfasser, gewiß mit seinem Sinne, im brändigen Lande uns vorhält. Hiezu schließlich noch einige Worte.

Lieber Leser! schau noch einmal die Leute im brennenden Lande an, sind sie nicht auf und ab ein Bild derer, welche der Welt- und Fleischeslust fröhnen? Sind diese nicht bezaubert von einer argen Teufelin, der Sünde? Treiben sie es oft nicht ganz toll? Und ist der je nüchtern und vernünftig, der seine Seele verderbt? Sind sie nicht lustig, über die Maßen lustig, und

leiden doch dabei die Feuerpein einer niegestillten Begierde und eines bösen Gewissens?

O hüte dich vor ihrem Wesen! Hüte dich vor der Welt im schlimmen Sinne! Sieh nicht hin auf ihr lockendes Winken; horch nicht auf ihren schmeichlerischen Ruf: „komm her, junger Held, sei lustig mit uns!" Bleib „unverworren" mit ihr, ganz unverworren! Du siehst, schon eine einzige Berührung mit ihr bringt in Gefahr, von den verderblichen Flammen ergriffen zu werden. Denk auch nicht: Ehrenhalber — ehrenhalber muß man doch dieß oder das mitmachen; denk an die heillose Lohe, die dich um deinen guten Speer bringt. Hast du's aber einmal „jämmerlich versehen", so „schäme dich", wie Wigoleis, und sei hinfort klüger. Du mußt freilich durch die Welt; aber zieh still und fromm und „frischlich" deines Weges hin, „so kann sie dir nichts thun" und du kommst wohlerhalten hindurch.

Also, mein lieber Leser! besonders du junger Sohn! hab nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist (1 Joh. 2, 15). Aber die in der Welt sind, die hab dennoch lieb. Die Armen, die du wahrnimmst in der schädlichen Lohe, derer soll dich jammern, wie unsern edeln Ritter ihrer gejammert hat; und sollst auch gern etwas zur Lösung ihres Bannes thun. Wie oder wo? Höre, wer du seist: Streite für sie gegen die höllischen

Mächte mit den Waffen des Gebetes auf deinem Kämmerlein! Du wagst da den Kopf nicht, und diese Waffen sind doch stark und mächtig. Gott der Allmächtige, wird dir gnädig sein, daß du auch einen Sieg davon trägst.